

Peter Meyer-Strüvy

Niederländische Zwangsarbeiter in Kiel und Lübeck

1. Der Arbeitseinsatz

Als Folge der Weltwirtschaftskrise wurden in den dreißiger Jahren in den Niederlanden mehr als eine halbe Million Arbeitslose registriert. Das entsprach etwa 17% der damaligen männlichen Bevölkerung im Alter zwischen 14 und 65 Jahren.

Um dem entgegenzuwirken, begann die damalige niederländische Regierung unter dem Calvinisten Dr. H. Colijn ab 1936 damit, Arbeitslose aus der Provinz Drenthe in die deutsche Kriegsindustrie abzuschicken. 1939 wurden in vielen Orten der Provinzen Noordbrabant und Zeeland Stellungslose dazu gezwungen, nach Deutschland abzureisen. Kam jemand dieser Aufforderung nicht nach, so wurde ihm das Arbeitslosengeld gestrichen. Nach der Besetzung der Niederlande durch deutsche Truppen im Mai 1940 verstärkte sich der Druck, bis hin zu Razzien und wilden Treibjagden. So kam es in den Kriegsjahren zum Einsatz von etwa 630.000 Niederländern in deutschen Fabriken, beim Anlagen von Verteidigungsanlagen usw.

Der von Hitler ernannte Reichskommissar Seyss-Inquart rief vier Ministerien ins Leben. Eines davon war das „Generalkommissariat für Finanz und Wirtschaft“ unter Leitung von Dr. Hans Fischböck. Darunter rangierte die „Hauptabteilung Soziale Verwaltung“, die sich wiederum in fünf Abteilungen gliederte. Eine davon war die Abteilung „Arbeitseinsatz“, die sich aus den niederländischen Arbeitsämtern in Groningen, Arnheim, Amsterdam, Rotterdam

und s'Hertogenbosch zusammensetzte. Ab 1. Mai 1941 wurde die Organisation dieser fünf Arbeitsämter dem deutschen Apparat angepaßt und in ein Reichsarbeitsamt unter dem „Ministerium für Soziales“ konzentriert. Höchster Beamter dieses Reichsarbeitsamtes war der stellvertretende Kanzleigeneral R. A. Verwey, der gut mit Seyss-Inquart zusammenarbeitete.

Der „Arbeitseinsatz“ läßt sich anhand der jeweils ergriffenen Maßnahmen in vier Zeitabschnitte unterteilen:

1. Phase: „Freiwilliger Arbeitseinsatz“ (Mai 1940 - April 1942)

Dies war die Periode der Propagandareden über gute Versorgung und hohe Löhne in Deutschland. Am 25. Juni 1940 wurde eine Verordnung an die Gemeindeverwaltungen geschickt, wonach Arbeit in Deutschland als „geeignet“ anzusehen sei, in welchem Fall dann die Verpflichtung zur Annahme bestand. Verweigerte ein Arbeitsloser diese „geeignete“ Arbeit, wurde die Unterstützung einbehalten, genau wie es die Regierung Colijn zuvor getan hatte.

2. Phase: „Beschränkter Arbeitseinsatz“ (April 1942 - Frühjahr 1943)

Kennzeichen dieser Periode ist das Durchforsten der Betriebe nach Arbeitskräften. Viele Betriebe erhielten Besuch von „Fachwerbern“ des Arbeitsamtes, quasi zugewiesene deutsche „Mit-Direktoren“. Diese belieferten die Arbeitsämter mit Namenslisten junger Männer, die zur Arbeit nach Deutschland geschickt wurden.

3. Phase: „Verstärkter Arbeitseinsatz“ (Frühjahr 1943 - September 1944)

Diese Phase läßt sich in zwei Abschnitte unterteilen. a: Der Aufruf der Jahrgänge 1920 bis einschließlich 1924 und die Deportation der Jahrgänge 1922 bis 1924 sowie der Studenten, die sich geweigert hatten, die Loyalitätserklärung zu unterzeichnen.

b: Am 6. Mai 1943 erließ der Nachfolger Fischböcks, Fritz Schmidt, die Verfügung Nr. 43/1943, wonach sich alle Männer im Alter von 18 bis 35 Jahren bei den Arbeitsämtern melden mußten. Bei Nichtbefolgen drohten Haftstrafen oder Gefängnis. Die Zuteilungskarte mußte bei der Anmeldung abgegeben werden. Sie wurde einbehalten, wenn

derjenige zur Deportation vorgesehen wurde, bzw. abgestempelt und zurückgegeben bei Zurückstellung. Danach wendete man auch rigorosere Maßnahmen an: Plötzliche Razzien in Büros und Fabriken, regelrechte Treibjagden auf Fußballfeldern, Straßen und Plätzen, in Kinos.

4. Phase: „Totaler Arbeitseinsatz“ (September 1944 bis zur Befreiung)

Partei und Wehrmacht übernehmen die Leitung. Großrazzien werden durchgeführt, z. B. am 10./11. November 1944 in Rotterdam. Unter erbärmlichen Umständen werden die Verhafteten nach Deutschland verschleppt, wo sie in miserablen Quartieren untergebracht und zu harter Arbeit gezwungen werden.¹

2. Was ist ein Zwangsarbeiter?

An den verschiedenen Zeitabschnitten läßt sich erkennen, daß es unterschiedliche Formen von Arbeitseinsätzen gegeben hat: von mehr oder weniger freiwilligen Arbeitern aus den Niederlanden bis hin zu denen, die verhaftet und mit Gewalt nach Deutschland verschleppt worden sind. So stellt sich die Frage, wann überhaupt von „Zwangsarbeiter“ gesprochen werden kann.

Um die Problematik zu verdeutlichen, sei Frans Penders zitiert, selbst ehemaliger niederländischer Zwangsarbeiter: „Es gibt Übergänge zwischen Zwang und Freiwilligkeit: die eigene Fabrik schließt, z. B. aus Mangel an Rohstoffen, und Du wirst direkt nach Deutschland „vermittelt“; Du wirst individuell aufgerufen; Du gehörst zu einem aufgerufenen Jahrgang. Jedesmal stellt sich die Frage: In wie weit standest Du unter Zwang und konntest nur dann heraus, wenn Du die Legalität verlassen hättest.

[...] Dann die schwierigeren Fälle: Was ist davon zu halten, wenn jemand vorhersieht, daß er weg muß, weil seine Stelle abgebaut werden soll, und er dann freiwillig Grenzgänger wird? Dann bleibt er wenigstens zu Hause wohnen. Das ist im Osten unseres Landes häufig vorgekommen. [...] Völlig frei von Scham kann sich natürlich derjenige fühlen, der bei einer der großen Razzien, z.B. in Rotterdam, verhaftet und weggeführt wurde. [...]

Wenn Du Dich irgendwo melden mußt, liegt die Sache schon anders. Warum nicht untertauchen? Das taten doch so viele! Das ist leichter gesagt, als getan. [...] In erster Instanz glückte es diesem oder jenem, eine Adresse zum Untertauchen zu finden. Nach und nach wurde vom „Widerstand“ ein landesweites Netz von Deckadressen mit Lebensmittelversorgung aufgebaut, doch da waren die meisten Männer schon ab-

gefahren. [...]

Wieviele Illegale kann ein Land aufnehmen? Und wenn die Anzahl begrenzt ist, welche Kategorien haben dann ein Recht auf Priorität? Mao Tse-Tung hat einst die Illegalen mit Fischen verglichen, die einen See von Legalität, das sind die „normalen“, sympathisierenden Mitbürger, nötig haben, um darin zu schwimmen. Wieviele Fische nimmt ein solcher See auf? [...]

Man mußte sich melden, so wie die Studenten es im Mai 1943 taten - oder nicht taten -, wobei ihren Eltern mit Verhaftung gedroht wurde, wenn sie -

die Studenten - nicht erscheinen würden. Gut, es sind keine Eltern verhaftet worden, aber das konnte man zur Zeit dieser Entschließung noch nicht wissen; es war der erste Fall solch einer Drohung. [...] Die moralische Seite - warum bin ich eigentlich gegangen, war das nicht feige? - beschäftigt noch viele [...] Was die angeht, die in einer frühen Phase nach Deutschland gingen, weil da gut verdient werden konnte, auf der Suche nach Abenteuern, oder um von zu Hause wegzukommen, über solche Arbeiter geht es somit nicht, wenn wir über Zwangsarbeiter sprechen."²

3. Ankunft und Unterbringung in Kiel

Im Zuge des „verstärkten Arbeitseinsatzes“, also in der dritten Phase entsprechend der eingangs beschriebenen Zeitabschnitte, wurde Petrus van Eekelen, Jahrgang 1923, zur Zwangsarbeit nach Kiel geschickt. „Ich wurde am 26. Juni 1943 in Roosendaal auf das „Arbeitsamt“ gerufen mit der Mitteilung, daß ich im Rahmen des „Arbeitseinsatzes“ am 29. Juni nach Kiel abreisen müßte. In dem Moment fragt man sich, ob die Möglichkeit zum Untertauchen besteht. Aber da wurde mir gleich mitgeteilt, daß ich mich an diesem 29. Juni bis zwölf Uhr abends in einem Durchgangslager in Bentheim zu melden habe, und wenn das nicht geschähe, würde man meinen Vater verhaften. Ich war damals ein Junge von 20 Jahren, und so bin ich gegangen.“

In Kiel wurde mir mitgeteilt, daß ich auf einer Schiffswerft, nämlich D.W.K. (Deutsche Werke Kiel), arbeiten sollte. Ich würde in einem „Wohnlager“ in Flintbek, einem Dorf zwischen Kiel und Neumünster, untergebracht werden.³ Im

Lager Flintbek waren hauptsächlich Niederländer, aber auch einige belgische und französische Zwangsarbeiter.⁴

Das Wohnlager bestand aus einer großen Anzahl Holzbaracken. Jede Baracke hatte drei Kammern, und in jeder Kammer „wohnten“ 16 Männer in sogenannten Stapelbetten. Man schlief dann auf einer Art Matratze, die aus einem blau-weiß gestreiften Bettensack bestand, der mit Papierschnipseln gefüllt war. Das Lebensklima war nicht 100%ig. Es gab hier Jungs aus den verschiedensten Orten der Niederlande, von denen jeder unterschiedliche Hintergründe hatte. Dadurch entstanden mehr oder weniger kleine oder große Irritationen.

Das Essen war am Anfang nicht schlecht, aber je länger der Krieg dauerte, umso schlechter wurde es. „Kohlsuppe und Steckrüben“ waren an der Tagesordnung. Warmes Wasser gab es nicht oft, so daß es mit der Hygiene auch nicht zum Besten stand. Später bekamen wir dann auch viele Schwierigkeiten mit allerlei Arten von Ungeziefer.“⁵



Abb. 1: Petrus van Eekelen vor der Dorfkirche in Flintbek

Anfang der vierziger Jahre arbeitete Koos de Bruin bei der U.P.Z.H., der Steingutfabrik Süd-Holland. Im Sommer 1942 wurden die ersten jungen Männer dieses Betriebes über das Arbeitsamt verpflichtet, nach Deutschland zu gehen. Im Dezember 1942 traf es Koos de Bruin. Auch er wurde zunächst im Lager Flintbek, später im Lager Bordesholm untergebracht. „Noch nie weiter weg gewesen als bis Alkmaar, kamen wir am 10. Dezember 1942, morgens gegen zehn Uhr, in Kiel an. Mit dabei waren Männer aus verschiedenen Orten im Westen des Landes, aus Delft, Vlaardingen, Lisse, Leiden. Wir wurden zum Arbeitsamt in Kiel gebracht. Da ich bei der Gruppe bleiben wollte, reagierte ich nicht, als ein Beamter fragte, ob jemand bei einem Müller arbeiten wollte. So kam die Gruppe in ein Wohnlager mit Gemeinschaftsverpfle-

gung, um auf einer großen Werft in Kiel zu arbeiten. Das Lager lag zehn Kilometer von Kiel entfernt in dem Dorf Flintbek. [...]

Am ersten Abend im Lager bekamen wir Kartoffeln mit Rotkohl und einer Scheibe Hackfleisch. Wir mochten das nicht, aber die Jungs, die schon länger da waren, waren versessen darauf und sagten, daß dies das Beste der ganzen Woche wäre. Das „Menü“ ab Montag war Nudelsuppe, Kohlsuppe, Steckrüben, Kartoffeln, Kohlsuppe, Brotsuppe, Kartoffeln. Weiter gab es pro Woche 3.000 g Brot, sehr wenig Butter und Wurst. [...]

Abends warteten wir auf Post oder ein Paket, schrieben Briefe und stellten Kleidung her. Beim Letztgenannten kam nicht viel heraus, und ich hatte meine Socken schnell durchgelaufen. Dann also Fußlappen und Holzschuhe; ja, es



Abb. 2: Petrus van Eekelen (2. von rechts) mit Stubenkameraden im Lager Flintbek

ging schnell bergab mit der Kleidung.⁶

In unseren Paß haben wir einen Stempel vom Kreis Plön bekommen, eine Aufenthaltserlaubnis. Nach getaner Arbeit konnten wir uns ohne Einschränkung in diesem Bezirk aufhalten. [...] Es konnte im Lager mitunter sehr gesellig sein. Pakete aus Holland enthielten Erbsen, braune Bohnen, Pöttchen Marmelade und Geräuchertes. Mit so einer Gabe fühltest du dich dann wie ein König, und vor allem, Du wußtest, es gab noch Menschen, die Dich liebten.⁷

Zumindest bis zum Zeitpunkt des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944 war es den Zwangsarbeitern „germanischer Rasse“ möglich, gegen Bezahlung privat unterzukommen. J. C. Vrancken war einer von ihnen. „Ich bin im Juni/ Juli 1943 von Den Haag (meinem damaligen Wohnort) aus über Bentheim/Neu-

münster nach Kiel gereist. Dort wurde ich im Lager „Mettenhof“ untergebracht mit ca. zwölf Mann auf einer Kammer. Das Lager bestand aus zwei oder drei Baracken, die mit Laufgängen miteinander verbunden waren. Es gab zentrale Örtlichkeiten z. B. zum Kochen, Waschen, Sanitär und sogar Duschen!

Wir konnten uns in Kiel und Umgebung frei bewegen und hatten unsere eigenen „Ausländer“-Lebensmittelkarten. Die „Privat“-Wohnung war ein kleines Kämmerchen mit Bett, Tisch, Schrank und Stuhl bei Privatpersonen, wobei einzelne Räume bezahlt werden mußten. Das kam schon öfters vor. Die Kontakte hierfür wurden meistens über Leute in der Fabrik geknüpft.

Ich habe u.a. gewohnt in: Gärtnerstr. in Hassee an der Bahnlinie, Gartenstr. im Zentrum in der Nähe Dreiecksplatz.“⁸

4. Ankunft und Unterbringung in Lübeck

Niederländer wurden zunächst auch in Hotels untergebracht. Einer von ihnen war Willem F. Vogler, der im Alter von 19 Jahren im Rahmen des sogenannten „Arbeitseinsatzes“ von seinem Wohnort aus nach Deutschland kam. „Am 19. Januar 1943 kamen wir in Lübeck an und wurden in der Untertrave Nr. 85, im Hotel Stadt Lübeck, untergebracht. [...] Zu dieser Zeit bekamen wir Lebensmittelkarten und kochten auch unser eigenes Essen. Später wurden wir hinter der Fabrik in einem Lager untergebracht und empfingen Lagerverpflegung.“⁹

Wenn man die Aufforderung zur Musterung erhielt, so versuchte man dem „Arbeitseinsatz“ in Deutschland möglichst zu entgehen. Louis H. Hahn gelang dies zumindest für ein paar Wo-

chen. „Mein Beruf war Zimmermann. Um Deutschland zu entgehen, wurde mein Beruf innerhalb eines Tages in Landarbeiter geändert, und ich holte einen Ausweis von unserem Bauernführer, Herrn Buitelaar, der am Parkweg wohnte und der auch schon wußte, daß da gefälscht wurde und zu mir sagte: „Ich wünsche Dir viel Glück.“ Später wurde dieser Ausweis jedoch wieder eingezogen, so daß ich doch noch abreisen mußte. Aber ich habe zwei oder drei Monate lang in der marschländischen Graströckenanlage und mit Kunstdüngerballen in Maassluis gearbeitet. [...]“

Die Musterung brachte nicht viel. Ein Bekannter auf dem Arbeitsamt sah die Möglichkeit, unseren Bestimmungsort Frankfurt am Main in Lübeck zu ändern. Ein Schwager meines damaligen



Abb. 3: W. F. Vogler (ganz links) und niederländische Kollegen vor ihrer Unterkunft im Hotel „Stadt Lübeck“

Arbeitgebers arbeitete dort bereits und schrieb: „Laß sie hierhin kommen.“ Wir wurden im ehemaligen Ballsaal der Gaststätte Dieckelmann in Kücknitz, einem Dorf dicht bei Lübeck, untergebracht. Dort wohnten ungefähr 20 Holländer und ebenso viele Franzosen und Belgier. Wir hatten dort auch einen Lagerführer, mit dem ich mich sehr gut verstanden habe. [...]

Mein Aufenthalt in Deutschland war, obwohl erzwungen, eine Art Abenteuer mit ziemlicher Freiheit und 1943 sicherlich ausreichend zu essen. Auf der Arbeit bekamen wir jeden Tag ausgezeichnetes, warmes Essen. Ferner hatten wir gewöhnlich Bezugsmarken. 1944 bestand unsere Ration für fünf Wochen aus 500 g Fleisch, 1.250 g Mehl, 125 g Butter, 100 g Margarine, 325 g Marmelade, 450 g Zucker, 200 g Grießmehl und, nicht unwichtig, zehn

Zigaretten sowie Seife und Seifenpulver, das ich meistens gegen Brot tauschte. Beim Schlachter bekamen wir häufig etwas extra, weil wir so schwer arbeiten mußten. [...]

Im ersten Winter, '43/'44, den wir in Deutschland verbrachten, beabsichtigten wir noch, Sport zu treiben, und ich ließ mir meine Schlittschuhe schicken. Wir spielten auch Fußball gegen eine französische Elf usw. Aber im Jahr '44 war keine Rede mehr davon. Der totale Krieg forderte auch einen Teil unserer knappen freien Zeit. Einige von uns hatten auch noch Brandwache oder Luftschutz. Das war dann nachts, und man war 24 Stunden in der Fabrik.

Ich erinnere mich an einen sogenannten Festabend. Die gab es nicht oft, obwohl die Teilnahme in einem großen Saal eines holländischen Lagers groß war, etwa 300 Mann. Aber an allen



Abb. 4: W. F. Vogler und Kollegen in Lübeck

Ausgängen standen schwarze Uniformen, also niederländische S.S. Der erste Sprecher, der gleich versuchte, Menschen für die Waffen S.S. zu werben, riß die Holländer wie einen Mann von den Sitzen hoch, und alles strömte aus dem Saal. Kein Mensch konnte uns aufhalten. Das tat mir unheimlich gut, so ein Gefühl der Einheit." ¹⁰

Alex van Gurp war gerade 19 Jahre alt geworden, als er die Aufforderung erhielt, sich beim Arbeitsamt zu melden. Zu dieser Zeit, es war im Juli 1943, arbeitete er als Angestellter bei den städtischen Gaswerken in Den Haag. Städtische Angestellte, deren Namen frei verfügbar waren, bildeten dort u. a. die ersten Kontingente. „Am 30. Juni 1943 verließen wir Den Haag in Richtung Deutschland. Der Zug war bemalt mit Zeichen wie dem holländischen Löwen und mit Parolen wie „wir werden zurückkommen“ und „OZO“,

was für „Oranje zal overwinnen“ ¹¹ stand. Die Bevölkerung entlang unseres Weges winkte uns mit orangenen und rot-weiß-blauen Flaggen zu. An Bahnhöfen sangen wir patriotische Lieder. [...]

Nachdem wir die Nacht im Verteilungszentrum ¹² verbracht hatten, war ich Teil einer Gruppe, die für Lübeck bestimmt war. Wir wurden in Holzbaracken untergebracht, die von der D.A.F. ¹³ unterhalten wurden. Es waren dreihundert junge Männer in dem Lager, zwölf pro Raum, Holländer, Belgier, Franzosen und Italiener. [...]

Jedes Lager hatte gewisse Gemeinschaftsbereiche mit Waschgelegenheiten und Toiletten. Nach einer Weile war ich glücklich, daß sich eines der russischen Mädchen um meine Wäsche kümmerte, etwas, was in unserer eigenen Verantwortung lag. Jeden Tag nach der Rückkehr von der Arbeit mußte diese Aufgabe, ebenso wie Putzen, Ko-



Abb. 5: Ton Heunks (links) und W. F. Vogler (rechts) vor dem Holstentor in Lübeck

chen und andere Hausarbeiten, erledigt werden.¹⁴ [...] Wir wurden in folgenden Lagern untergebracht: Gemeinschaftslager St. Jürgen, Geniner Straße, Lübeck; Gemeinschaftslager West, Curt-Helm-Straße 29/35, Lübeck; Lager „Am Stau“, Lübeck-Siems. In das letztgenannte Lager wurden wir verlegt, nachdem das Gemeinschaftslager West bombardiert worden war.¹⁵ [...] Lübeck hatte etwa 130.000 Einwohner. Zur Zeit unserer Ankunft war bereits viel von der Innenstadt zerstört.

Wir durften uns begrenzt in der Innenstadt bewegen, eine Beschränkung, die in unseren Ausweispapieren notiert war. Es war uns verboten, die Grenzen der Innenstadt zu verlassen, die in Lübeck durch natürliche Begrenzungen und die alten Stadttore klar definiert waren.“¹⁶

Doch auch in diesen Zeiten konnte man sein „Schicksal“ bis zu einem gewissen Grad beeinflussen, wenn man die Möglichkeiten dazu hatte, wie z.B. C. Schilt: „Wenn man meine Erfahrungen während des Krieges in Deutschland vergleicht mit denen vieler meiner Landsleute, dann muß man sagen, daß ich viel Glück gehabt habe. Ich hatte es verhältnismäßig gut. Das hatte vorerst seinen Grund in der Tatsache, daß ich vor dem deutschen Arbeitseinsatz beim Arbeitsamt Rotterdam beschäftigt war, so daß ich mit gefälschten Bescheinigungen usw. ziemlich günstige Standorte und Stellungen erreichen konnte.

So kam ich am 14. August 1943 nach

Neumünster und einige Tage später in der guten, alten Hansestadt Lübeck an. Da wurde ich in der Rüstungsindustrie beschäftigt, bei einer Firma mit Namen MfM, d. h. Maschinen für Massenverpackung. Die Fabrik, bei der ich nur drei Monate tätig war, produzierte Granathülsen. Da ich als Verwaltungsangestellter angenommen wurde, arbeitete ich meistens im Büro. In die Fabrik kam ich nur für eine Stunde am Tag, um die Stechuhrkarten zu kontrollieren. Nach drei Monaten wurde ich fortgeschickt, ohne daß man mir sagte, warum. Wahrscheinlich hatte ich in der Fabrik zu viel mit anderen Fremdarbeitern wie Polen, Russen, Franzosen, Belgiern und Holländern geplaudert. Außerdem hatte ich zusammen mit einigen Landsleuten unter den Deutschen im Büro eine gewisse Stimmung verbreitet, die der Geschäftsleitung nicht angenehm war.

Während dieser drei Monate wohnte ich in einem kleinen Lager mit Namen Arnimsruh, das an und für sich nicht so schlecht war. Vielleicht auch deshalb, weil der Lagerführer meistens besoffen war. Er schrie einen dann fürchterlich an, aber er tat wenig. Wir wohnten zu acht in einer Stube, darunter zwei deutsche Männer.

Die genauen Arbeitszeiten weiß ich nicht mehr. Es müssen 48 oder 60 Stunden pro Woche gewesen sein. Die längste Zeit, die ich gegen Kriegsende auch im Büro arbeitete waren 72 Stunden pro Woche, d. h. sechs Tage à zwölf Stunden. Am Sonntag hatte ich immer frei.“¹⁷

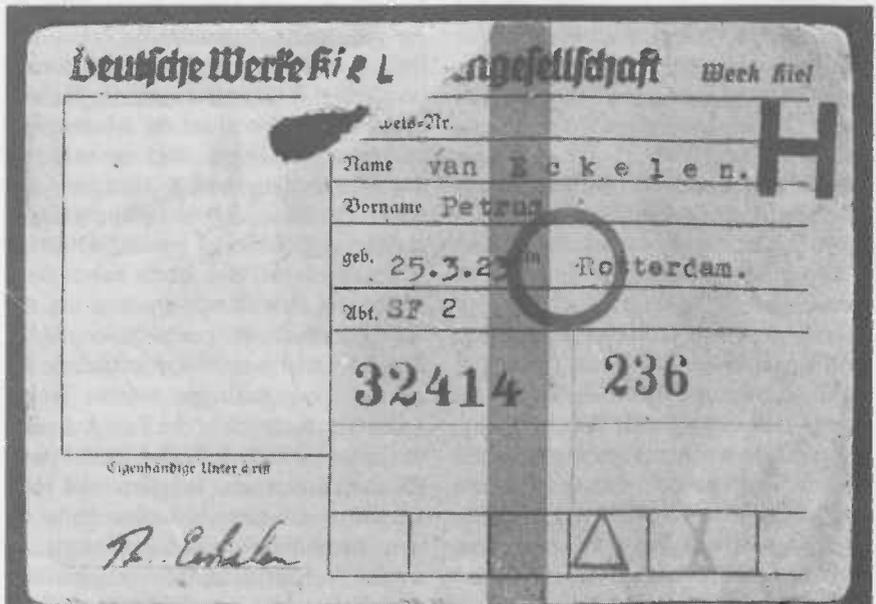


Abb. 6: Werksausweis der Deutschen Werke von Petrus van Eckelen

5. Arbeits- und Kriegsalltag in Kiel

Petrus van Eckelen wurde auf der Werft der Deutschen Werke eingesetzt. Er schilderte seine Erlebnisse im Arbeits- und Kriegsalltag in Kiel. „Wir liefen morgens zum Bahnhof (ungefähr 15 Minuten) und fuhren dann mit dem Zug nach Kiel. In Kiel angekommen, kam man dann aus dem Hauptbahnhof und dann rechts zum Kai, wo einige Boote lagen, die einen dann zur Werft brachten. Direkt gegenüber lag die damalige Germania Werft und daneben die D.W.K. Werft.

Als ich am ersten Tag zur D.W.K. Werft kam, erhielt ich einen Ausweis, worauf deutlich ein H (Holländer) vermerkt war. Mir wurde mitgeteilt, daß ich Elektro-Schweißer werden sollte, und ich wurde dafür ausgebildet. Nach

einer Lehrperiode von Wochen über Wochen war man Schweißer, und man führte eigentlich allerlei Tätigkeiten aus. Auf der Werft wurde sowohl an neuen U-Booten, als auch an Reparaturen beschädigter U-Boote und anderer Schiffe gearbeitet. Der sogenannte Neubau war eintönig und öde, wodurch die Tage, vor allem zu Beginn, entsetzlich lang schienen.

Wenn ich mich richtig erinnere, so arbeitete man von halb acht bis zwölf Uhr, dann eine halbe Stunde Pause, und dann wieder bis sechs Uhr. Die Bedingungen, unter denen man arbeitete, waren auch nicht optimal, denn man hat fast immer draußen gearbeitet, auch im Winter, was vor allem im Winter '44/'45 sehr schlecht war, wenn man an den ge-



Abb. 7: Signalturm an der Förde, der vor Luftangriffen warnte

ringen Widerstand, den man körperlich hatte, denkt.

Es gab bei Bombardierungen unterschiedliche Alarmstufen, und da wir draußen arbeiteten, wußten wir darüber Bescheid. Da war nämlich in der Richtung von Kiel-Laboe ein Signalturm.¹⁸ Er stand am Westufer, ich glaube, daß der Stadtteil Kiel-Wik genannt wurde. Dies war auch der Platz, wo die U-Boote mit Vorräten versehen wurden.¹⁹ Wenn Flugzeuge die nördliche niederländische Küste überflogen, so wurde am Signalturm ein Alarmball geblitzt. Passierten die Flugzeuge die nördliche deutsche Grenze, dann wurde der zweite Ballon geblitzt (die Sirenen blieben noch still). Flogen sie dann in Richtung Kreis Plön, dann gab es Voralarm, und war danach Kiel an der Reihe, so wurde Vollalarm gegeben. Bei Voralarm

wurde die gesamte Werft eingenebelt, und man sah die Hand vor Augen nicht mehr. Diese Ereignisse behält man und vergißt sie auch nie wieder.²⁰

Koos de Bruin arbeitete vom Dezember 1942 bis Kriegsende wie Petrus van Eekelen bei der Werft „Deutsche Werke Kiel AG“.²¹ Doch er wurde nicht nur im Schiffbau eingesetzt. „In den ersten Wochen auf der Werft mußte ich bei der Umschulung einen U-Stahl flachfeilen und gleichzeitig an mein elterliches Zuhause denken. Zusammen mit meinem Freund ging ich nach der Arbeit zur Essenausgabe, und wir fragten den Koch, ob noch Essen übrig wäre. Das Essen war besser als im Lager. Wir kamen dann zwar später ins Lager zurück, aber hatten dann bereits einen vollen Bauch.“²² [...]

Der Bau eines unterirdischen Luft-

schutzkellers (bestimmt für die Hitlerjugend, die in Baracken wohnen sollte) vollzog sich in Tag- und Nachtschicht. So hatte ich in der einen Woche Tag-, in der anderen Nachtschicht. Die Nachtschicht begann Sonntagabend um 19.00 Uhr und endete Montagmorgen um 5.00 Uhr. So ging es die ganze Woche bis Samstagmorgen. Ich mußte dann aber am Sonntagmorgen wieder arbeiten, hatte also nicht von Samstagmorgen 5.00 Uhr bis Montagmorgen 7.00 Uhr frei.

Unsere Schicht bestand aus vier Deutschen, drei Holländern und einem Russen. Das Verhältnis war gut. Unser Vorarbeiter war Parteimitglied, so wurde niemals über Politik gesprochen, auch nicht über den Kriegsverlauf.²³ [...] Es zeigte sich jedoch, daß der Meister kein Parteimann war, und die meisten Deutschen wurden nach einiger Zeit vertraulicher.²⁴ [...]

So ein Arbeitstag begann um 5.30 Uhr mit Aufstehen, schnell waschen in der Waschbaracke, häufig keine Zeit zum Essen, schnell zum Bahnhof, wo der Zug um kurz vor halb sieben abfuhr. Deutsche und Holländer sprachen morgens wenig, die Franzosen dafür umso mehr. Dann schallte es durch den Zug: „Köpfe zu!“

In Kiel angekommen, schnell zur Straßenbahn Linie 4 nach Gaarden, Elisabethstraße aussteigen, und dann rasch nach Katzheide laufen. Nun hatten wir das Glück, daß einer unserer Schichtkumpel in Einfeld wohnte. Waren wir zu spät, und er auch, so meckerte der Meister nicht. Um 9.00 Uhr eine Viertelstunde Pause, arbeiten bis 12.00 Uhr, eine halbe Stunde Mittagspause (Suppe von der Werft), bis 17.00 Uhr arbeiten, dann wieder zum Zug, der um 17.30 abfuhr.²⁵ [...] Da es schwere Arbeit

war, bekamen wir Extra-Bezugsscheine. Als ich diese Bezugsscheine im Lager abgab, sagte der Meister, der Lagerführer solle sie auffressen.

Im Mai, täglich genau um zwölf Uhr, kam ein Flugzeug, daß sehr hoch flog. Es glitzerte im Sonnenlicht. Aber das Luftabwehrgeschütz konnte nicht auf diese Höhe kommen. Es war jedes Mal zu Beginn der Arbeitszeit und dann immer Alarm (sog. „Voralarm“).

Am 10. Mai 1943, zwölf Uhr, wieder Alarm. Ein Deutscher sagte zu mir: „Komm essen! Es ist doch gerade eins.“ Nun, das wußten wir. Es waren Hunderte da, und fast niemand war im Bunker. Meine Kollegen und ich haben damals viel Glück gehabt. Von diesem Tag an wurden regelmäßig Bombardierungen durchgeführt mit folglich viel Alarm. Ich war im Dezember 1942 gekommen, damals war die Stadt schön, aber als ich abreiste, war sie ein Trümmerhaufen.

Im November 1943 bin ich zehn Tage auf Urlaub gewesen und habe versucht, über einen Arzt zu Hause bleiben zu können, aber ich durfte nicht. Unmittelbar vor der Befreiung bin ich fast noch zum Angsthasen geworden.

Soweit ich weiß, war es Donnerstag, der 3. Mai 1945, als wir durch die SS in Gruppen aufgeteilt wurden und rund um Kiel Panzergräben ausheben mußten. Ich traf es schlecht, wie einige Niederländer, und mußte zwischen Polen und Russen graben. Äußerlich war da wenig Unterschied, denke ich, alle waren wir in Lumpen gehüllt. Ich hatte mich an Erdarbeiten gewöhnt und hatte, im Verhältnis zu meinen Losgenossen, die es langsamer angehen ließen, den Graben an meinem Platz schnell auf Tiefe gebracht. Ein alter Deutscher, um die 70, ruft mich und sagt: „Holländer, hee,

mach, daß Du wegstommst, denn die SS hat etwas Schreckliches vor!" Ich gehe Austreten und nehme die Beine in die Hand Richtung Meimersdorf. Unterwegs höre ich ein Maschinengewehr rasseln, und jetzt, nach all den Jahren, frage ich mich: Sind all die Menschen ermordet worden?

Am anderen Tag hörte ich um vier Uhr nachmittags auf meiner Arbeit, daß über die Lüneburger Heide verhandelt wird, und am Samstag morgen durfte niemand das Lager verlassen. Um zwei Uhr nachmittags stellte ein Franzose das Radio an: FRIEDEN! Fünf Wochen später war ich zu Hause."²⁶

J. C. Vrancken arbeitete bei der Firma Land- und See Leichtbau in Hassee. Er berichtet auch, daß er in der wenigen freien Zeit für „Extra-Rationen“ arbeitete: „Land- und See Leichtbau war ein sog. „nationalsozialistischer Musterbetrieb“ zur Herstellung von Flugzeug-

unterteilen für Heinkel-Junker. Nach einigen Selektionen wurde ich ab der Montage „Vorrichtungsbau“ im Zeichenbüro eingesetzt (ich war in Holland angehender Technischer Zeichner). Chef war ein Herr Alfred Gruppe aus Kiel (Techniker), Kollegen: Hans Kiel aus Kiel (Operettensänger), Werner Grossmann aus Plön (Hausanstreicher), ? Rinck aus Kiel (?). Grossmann und Rinck waren Kriegsinvaliden. [...]

Arbeitszeiten: zunächst acht bis neun Stunden pro Tag inkl. Samstag, später zehn bis zwölf Stunden pro Tag inkl. Samstag. Die Verhältnisse dort waren für mich relativ gut! [...]

Bei Bombardierungen bin ich ein Mal in der Gartenstraße alles losgeworden. [...] An Wochenenden bauten wir „private Luftschutzkeller“. Für Extra-Brot machte ich mit. Dabei entstand dieses Photo: 1 = Hans Kiel, 2 = Bruder von Kiel, 3 = ?, 4 = bin ich".²⁷



Abb. 8: J. C. Vrancken und Kollegen beim Bau „privater Luftschutzkeller“ in Russee

Jan Abel Eefing, Jahrgang 1923, arbeitete in Mettenhof in einer Flugzeugfabrik und bastelte an Heckrudern von Heinkel-Bombenwerfern. Elf Stunden pro Tag an einem Stück. Er lebte von vier Stück Brot und einem Liter Kohlsuppe.

Zwei, drei Mal in der Woche heulte der Fliegeralarm, und er begann zu laufen. Vier Kilometer um sein Leben rennen, zu einem Luftschuttkeller, der in vier Etagen gebaut worden war. Sie, die Ausländer, kamen in die oberste Etage. Wenn ein Volltreffer fiel, würden sie als erste draufgehen. „Jedes Mal saß ich in der Tinte. Alles bebte und zitterte. Ich lebte damals mit dem Tod vor den Augen.“ Manchmal schaffte er es nicht bis zum Bunker, oder alle Etagen waren belegt. Dann mußte er versuchen, in einem Graben Schutz zu finden. Das war

lebensgefährlich, aber Eefing hatte einen starken Willen. „Ich hatte ein Ziel: Hier will ich lebendig herauskommen. Ich muß sehen, daß ich überlebe.“ Zusammen mit ein paar Kameraden aus Rotterdam, Delft und Gorinchem klaterte er ein paar Töpfe Farbe und malte die niederländischen Farben auf das Barackendach, um die Alliierten zur Vorsicht zu mahnen. Es half wenig. Nach einem Jahr flogen Fabrik und Baracken in die Luft.

Er zog zu einem anderen Platz in Kiel um - Hagenuk - und baute an U-Booten mit. Auch hier hörte und fühlte er die Bombardierungen. Als die Schule, in der er schlief, kaputtgeschossen wurde, saß er wie eine Ratte in der Falle. Er heulte wie ein Kind, aber das taten andere auch. Die Angst griff ihm an die Kehle. Sie waren eingeschlossen wie



Abb. 9: Werksausweis der Firma Hagenuk für Jan Abel Eefing

Bergleute, und es dauerte einen Tag, bevor sie gerettet wurden. Anwohner gruben sie aus.

In Kiel sah er den Dreck des Krieges. Sprengbomben, die auseinandersplitterten, Asphalt, der in Brand flog, Frauen flohen mit ihren Kindern auf dem Arm, blieben aber im aufgeweichten Asphalt stecken. „Ich träume noch davon. Dann höre ich Trailer voller Kies nach unten fallen. Ein entsetzlicher Lärm. Das sind natürlich die Bombenwerfer. Ich schreie auch, sagt meine Frau, aber ich kann

mich hinterher nicht erinnern, was ich schreie.“

Vierzehnjährige Pimpfe kommandierten ihn, gaben ihm manchmal einen Tritt in den Hintern, aber er riß sich zusammen. Einmal verlor er die Selbstbeherrschung. Das war, als der Fabrikchef seine Stempelkarte aus der Uhr riß. Er sei zwei Minuten zu früh, fuhr ihn der Chef an. Eefting drehte durch, schmiß den Mann durch die Klapptüren und saß dafür sieben Wochen eingesperrt im Kesselhaus des Gefängnisses.²⁸

6. Arbeits- und Kriegsalltag in Lübeck

W. F. Vogler berichtet von langer Arbeit, aber relativ guten Verhältnissen bei den Drägerwerken in Lübeck. „Wir arbeiteten bei den Drägerwerken an der Schwartauer Allee von morgens um sechs Uhr bis abends um 17.45 Uhr, 60 Stunden in der Woche. Das Einvernehmen von Deutschen und Holländern kann ziemlich gut genannt werden, obwohl wir Anti-Nazis waren und sie das manchmal auch wissen ließen.

Die Arbeitsverhältnisse waren sehr gut, und wir erhielten auch regelmäßig unseren Lohn mit dem dazugehörenden Lohnstreifen. Außerhalb der Arbeitszeiten, so wie an Abenden und an freien Tagen, konnten wir hingehen, wohin wir wollten. Im Sommer betrieben wir meistens Sport, unter anderem Fußball, und im Winter gingen wir häufig ins Kino.

Später bin ich aus Lübeck abgereist und habe das letzte halbe Kriegsjahr im Ruhrgebiet verbracht. Am 21. Juni 1945 war ich wieder zu Hause, so daß ich 2½ Jahre in Deutschland gewesen bin.“²⁹

Louis H. Hahn beschreibt in seinem Bericht verschiedene Aspekte seiner Lübecker Zeit: Seine Arbeit zusammen

mit deutschen S.A.-Männern, ukrainischen Zwangsarbeiterinnen und französischen Fremdenlegionären, aber auch Krieg und Vernichtung. „Gearbeitet habe ich bei der Berlin-Lübecker Maschinenfabrik Bernhard Berghaus, Curt-Helmstr. 29 - 35 in Lübeck (Straße und Fabrik existieren heute nicht mehr). Dort wurden Gewehre und streng geheime Geräte gebaut.

Ich arbeitete zunächst als Zimmermann, dann eine kurze Zeit als Hilfsarbeiter im Maschinenbau. Danach wurde ich mit Reparaturen von Verdunkelungsgardinen beschäftigt. Eine Stellung, von der jeder träumt. Aber so, wie es mit vielen Dingen geschieht, die schön sind, wurde man sorglos. Die schöne Stelle war weg, und man schickte mich in eine Abteilung, wo man mir das Arbeiten schon beibringen würde, die Gewehrmontage. Dort arbeiteten ausschließlich Deutsche, zu meiner Rechten zwei S.A.-Männer. Wir standen an einer langen Werkbank, für jeden ein 1,50 m langes Stück mit Schraubstock und einer Schublade mit Werkzeug. Dort standen 20 bis 25

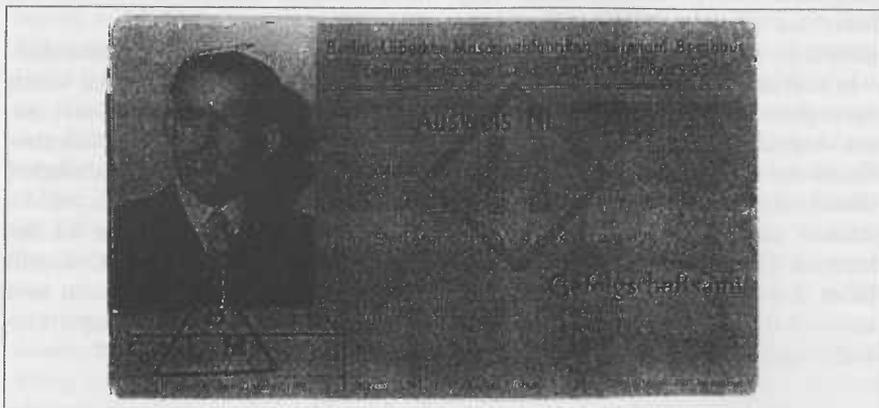


Abb. 10: Werksausweis von Louis Hahn für die Berlin-Lübecker Maschinenfabriken

Mann in einer Reihe und dahinter noch solch eine Reihe. Jeder hatte einen festen Platz mit Nummer. [...]

Was mir auch auffiel, ist, daß alle deutschen Arbeiter aus verschiedenen Landesteilen kamen. Es waren da Menschen aus Thüringen, aber auch aus Westfriesland und Süddeutschland, ja von überall her. Auch eine Taktik, um Widerstand im Keim zu ersticken. Als Einzelner tut man nichts. Selbst S.A.-Männer, die in meiner Nähe standen, kamen aus verschiedenen Landesteilen. Verteile und herrsche völlig, und es funktioniert immer und überall. [...]

Gewehrmontage muß man lernen. Einen Tag lang durfte ich zusehen und alles fragen. Ich begriff ein wenig, auch, daß es einen freundlichen S.A.-Mann gab. Innerhalb einer Woche machte ich mit, und nach ein oder zwei Monaten spielte ich mit den Gewehren. Später wurde ich für einen größeren Umbau für etwa drei Monate wieder als Zimmermann zurückgeholt.

Meine Erinnerung geht zurück an die Zeit, als für meinen Chef (Meister) in

einer Siedlung ein Haus gebaut wurde. Zuerst wird der Rohbau gefertigt, und danach kommen schon die Bautischler zur Abarbeitung. Natürlich wird auch Louis dazu gerufen, zusammen mit einem deutschen Tischler, der noch den ersten Weltkrieg mitgemacht hat und den kein Mensch verstand, weil seine Oberlippe schwer beschädigt war. So dann bekam ich die Verfügung über drei Leute, um Material ab- und anzuliefern. Diese Leute waren drei russische Frauen, die morgens gebracht und fünf Uhr nachmittags wieder abgeholt wurden. Die waren stark wie Pferde.

Wenn man Fachmann ist und man will, so kann man von jedem etwas lernen. Ich habe überall etwas aufgesteckt, sicherlich in Deutschland. Eine Zeit lang arbeitete ich mit französischen Kriegsgefangenen zusammen. Die waren damals schon wieder frei. Diese waren wohl von der französischen Fremdenlegion. Wir mußten zusammen auf dem Fabrikdach Suchlichtnester bauen. Wir verstanden uns überhaupt nicht. Sie sprachen drei Worte franzö-

sich mit fünf Flüchen dabei. Ich wollte nichts anderes, als niederländisch sprechen, so gab ein Wort das andere. Doch nach einer Woche konnten wir ziemlich gut zusammenarbeiten. Aber ich blieb stets auf der Hut, sie waren nämlich unberechenbar.

Ich habe mit kriegsgefangenen Russen, Italienern, sogenannten Bedoglio-Italienern, Franzosen, Amerikanern und Engländern Kontakt gehabt, die für kürzere oder längere Zeit in der Fabrik gearbeitet haben. Aus allen Ländern kamen die erbeuteten Gewehre in unsere Abteilung. Wir durften Gewehre aller Arten und Größen überholen und reparieren. [...]

Um die Weihnachtszeit wurden heimlich allerlei Dinge gebaut, prächtig polierte Dosen. Während der Arbeitszeit ging ich auch zum Friseur, einem Tschechen, der sich was nebenher verdiente. Jeder wußte von diesen Dingen, aber niemand nahm daran Anstoß. Aber es wurde dafür gesorgt, daß jeden Tag 60 Gewehre fertig standen. [...]

Eines Tages wurde ich zum Betriebsleiter bestellt. „Du hast sicher was ausgefressen“, sagten alle, denn das war wirklich eine Autorität. Angemeldet vom Werkschutz, kam ich in das Allerheiligste und wurde freundlich aufgefordert, mit zum Direktor zu kommen. Ich durfte zusammen mit einem deutschen Tischler das Büro umbauen. So fällt man also auf als Einziger unter Deutschen. Etwas später wurden uns die Jagdgewehre seiner Majestät, dem Herrn Direktor, gebracht, und wir durften sie überholen. Eine hohe Ehre. Dieser Betrieb hatte etwa 6.000 Beschäftigte. [...]

Nach einem Jahr Deutschland kam man in Betracht für Heimaturlaub. Leider gab es damals Urlaubssperre. Von

fünf Urlaubern kamen sicher vier nicht mehr zurück, die tauchten unter. Recht hatten sie, aber wir kamen nicht mehr weg. [...]

1943 hatte ich als Zimmermann Samstagnachmittag und Sonntag frei. Später arbeiteten wir als Gewehrbauer einen ganzen Monat lang jeden Tag und hatten dann einen Sonntag frei. Nach einer Bombardierung mußten wir die Zeit einholen und drei Stunden länger arbeiten. [...]

Wir saßen zum Essen in der Kantine, als es Fliegeralarm gab. So schnell, wie ich das jetzt aufschreibe, so schnell fielen die Bomben. Furchterregend schnell. Kettenbomben, drei Bomben mit Ketten aneinander gekoppelt. Glück für uns, die Kantine war gleichzeitig Schutzkeller mit gasdichten Türen. Knapp über uns schlugen die Bomben ein, aber zwei Vertiefungen und ein mehr als solider Betonboden retteten uns, obwohl die schweren Stahltüren mit einem Schlag aufflogen und die Ziegel aus den Mauern flogen.

Manche von uns fingen an zu beten, andere waren in Panik. Großmäuler verstummten und Mutige verschwanden, das wahre Ich kommt dann zum Vorschein. Es gab Holländer, die sich verwundet in die hastig gemachten Spiralbetten schleppten. Viele (gewitzte) Deutsche waren völlig von der Rolle, es herrschte Panik. Ein Deutscher, mit dem wir zusammen arbeiteten, war Brandschutzmann, und gerade der war sehr schwer verletzt. Beide Beine waren abgerissen und auch noch seine beiden Arme. Volltreffer. Leider verblutete er. [...]

Am 2. Mai 1945 waren wir noch wie gewöhnlich zur Arbeit gegangen. Mittags, ich glaube so gegen drei Uhr, gab

es überall Panik. Jeder packte ein, Vorarbeiter und Chef verschwanden, die S.A.-Männer verschwanden, alle heimlich abgezwichert. Ich zog die Jacke an, kein Portier am Ausgang, kein Bus, keine Straßenbahn, aber deutsche Wehrmachtsflüchtlinge auf dem Rückzug, Menschen in Panik, in Angst. Tiefflieger, die schossen, mit Maschinengewehren mähten. 100 Meter laufen, dann schnell in den Graben und hoffen, daß man nicht verletzt wird.

Ich lag zusammen mit einem deutschen Mädchen in einem ekligen Graben. Ich lag über ihr, und man sah dann dicht vor einem die Kugeln auf dem Straßenpflaster einschlagen. Durch die Wucht sprangen Splitter und platte Kugeln gerade über uns hin. Man weiß nicht, was man tut, aber man folgt seinem Instinkt. Etwas später scheint das Mädchen in einen Seitenweg abgelenkt zu sein, ohne daß es einem ganz bis zum Bewußtsein durchdringt. Wieder eine Weile später ist man in einem etwas ruhigeren Strom gelandet, läuft jedoch vorsichtig am Wegrand weiter. Nach Stunden, ich schätze drei bis dreieinhalb Stunden, komme ich sichtlich erschöpft im Lager an.

An diesem Abend wurden wir befreit, aßen Weißbrot und rauchten amerikanische Zigaretten. Später kamen als Besatzungsarmee etwas kühle, korrekte und wenig freigiebige englische Militärs. Alle zurückgebliebenen Autos, mit denen wir fuhrten, wurden auf einen Haufen geworfen und in Brand gesteckt. Dadurch gab es wieder etwas Ordnung.³⁰

Auch Alex van Gorp arbeitete bei den Berlin-Lübecker Maschinenfabriken. Er berichtet von langer, harter Arbeit bei schlechter Unterkunft und Verpflegung.

„Die Arbeit bestand darin, Gräben auszuheben und Schutt nach Bombardierungen wegzuräumen. Wir lernten mit Drehbank und Fräsmaschine umzugehen. Diejenigen, die vorher nicht eine Maschine von der anderen unterscheiden konnten, lernten bald, was sie über Materialien, Werkzeuge und Maschinen jeglicher Art wissen mußten. Wir lernten auch die wahre Bedeutung des Wortes „Durchhalten“ kennen, indem wir viele Stunden arbeiteten, Woche für Woche.

Ein typischer Tagesablauf: morgens um 4.00 Uhr aufstehen, um 6.00 Uhr Arbeitsbeginn, Pausen von 8.00 - 8.15 Uhr und 12.00 - 12.30 Uhr, um 17.00 Uhr Arbeitsende, um 18.30 Uhr zurück im Lager und dann noch saubermachen, waschen und andere Hausarbeiten, was einige von uns fanden heraus, was es bedeutet, totalitäre Autorität herauszufordern, und bezahlten dafür ihren Preis. Mit einem Wort, es war ein völliges Untertauchen in eine Schule harter Schläge. [...]

Zusätzlich zu den Deutschen beschäftigte die Fabrik zusammen 800 Polen und Russen, sowie 400 Holländer, Belgier und Franzosen. In diesen zwei Jahren war ich mit Arbeiten an der Werkbank beschäftigt (bohren, feilen, usw.) und bediente verschiedene Drehbänke und Fräsen. Bei einem Arbeitsgang verlor ich die Spitze meines linken Mittelfingers. Ich hatte angefangen, das Arbeitsbett einer Vertikalfräse auszuwischen, bevor das Werkzeug zum vollständigen Stillstand gekommen war, und es erwischte meinen Finger.

Wir hatten eine Menge in diesen Monaten zu lernen, und ich meine nicht nur Werkzeugmaschinenfertigkeit. Wir waren tatsächlich naiv genug zu glauben, daß wir als Arbeiter gewisse Rechte

hätten. Unglücklicherweise hatte ich zugelassen, daß man mich zum Stubenvertreter ernannte, und bald wurde ich der Sprecher für die gesamte holländische Lagergemeinschaft. Wäre ich nur älter und weiser gewesen (klingt das nicht vertraut?), so hätte ich diese Ehre abgelehnt. Aber ich war aus anderem Holz geschnitzt und hatte mein Kreuz zu tragen.

Ich erinnere mich an einen Fall, als wir die Nase voll davon hatten, nach der Arbeit und an Sonntagen in unserem Lager zu graben und an einer Konstruktion zum Schutz gegen Luftangriffe zu arbeiten. Für uns war kein Teil davon vorgesehen, und wir beschlossen,

dem Lagerkommandanten unsere Position kundzutun. So marschierten um die zweihundert von uns vorwärts zum Büro des Lagerkommandanten, alle dem Sprecher hinterher, das war ich. Der Kommandant erwartete uns auf den Stufen zu seinem Büro. Zuerst sagte er nichts, er hörte sich einfach nur meine Darstellung an. Als ich mit allem fertig war, zog er seinen Revolver und rief: „Ihr habt eine Minute, um in eure Baracken zurückzukehren!“ Ich drehte mich um, um die Meinung der mir Folgenden abzuschätzen, und stellte fest, ich hatte keine Folger mehr, ich war alleine. Alles rannte, und bald rannte ich mit ihnen.“³¹

7. Die Deutschen und die „frechen Holländer“

Die deutsche Bevölkerung freute sich überhaupt nicht über die ausländischen Zwangsarbeiter. Die Niederländer wurden anfangs - genau wie Belgier und Franzosen - als Freiwillige betrachtet. Es kostete die Zwangsarbeiter manches Mal große Mühe, deutlich zu machen, daß sie nach Deutschland gezwungen worden waren. Der Widerwille blieb, denn für jeden Ausländer, so schien es, wurde ein Deutscher an die Front geschickt.³²

Die Arbeitsleistung der ausländischen Zwangsarbeiter wurde in einem geheimen Bericht der Marineintendantur Kiel vom 21. November 1941 beurteilt. Über die Niederländer hieß es dort: „Die Einstellung der Holländer ist ebenso englandfreundlich und deutschfeindlich wie die der Dänen. Bezüglich des Arbeitswillens und der Arbeitsleistung sind sie in etwa den Dänen gleichzusetzen.“ Und über die Dänen: „Der Däne ist frech, faul, schmutzig und säuft [...] Sie

halten keine gute Disziplin, insbesondere keine gute Stubenordnung.“³³

Während seiner Zeit in Deutschland hat Frans Penders festgestellt, daß sich der deutsche Charakter in so manchem Punkt von dem des „Durchschnittsniederländers“ unterscheidet. Einer dieser Punkte ist die „Obrigkeitshörigkeit“ der Deutschen. „Für uns Niederländer ist Macht eine (vielleicht) notwendige Sache, deren Notwendigkeit stets bewiesen werden muß. Wo das nicht möglich ist, wird der Niederländer bei Ausübung und vor allem bei Zurschaustellung von Macht rasch gereizt und zum Widerstand angestachelt. Bei den Deutschen ist es so - so scheint es zumindest, wir können das schwer nachempfinden - , daß durch die Anwesenheit von Macht die Ruhe hergestellt wird, bei Machtabwesenheit scheint Unordnung zu drohen. [...]

Man stelle sich vor, irgendwo in einem Stadtteil sieht man, wie Polizisten

jemanden anhalten und zur Rede stellen. Es kommt zu einem Menschengelauf, und es entsteht hier schon bald eine Stimmung, wie: „Ist das unbedingt nötig? Sind die Beamten überhaupt dazu befugt?“ Man identifiziert sich schnell mit dem Angehaltenen. In Deutschland kommt - kam, muß ich sagen, es hat sich vieles geändert - beim Publikum ganz schnell der Gedanke auf: „Das sieht man ihm schon an der Nase an, der hat was ausgefressen!“

In der Zeit, worüber wir hier sprechen, stand die Obrigkeitshörigkeit noch in voller Blüte und erlangte ihren Höhepunkt. Das wirkte sich auf alles aus. Schon in der Schule nahmen junge Deutsche neben ihrer Bank Haltung an, wenn sie an die Reihe kamen. So ist es verständlich, daß niederländische Zwangsarbeiter schnell den Eindruck von „Frechheit“ machten. Deutsche waren schon allein durch ihren kritischen Blick irritiert.“³⁴

Doch die Erfahrungen sind unterschiedlich. Es hing wohl auch davon ab, mit wem zusammen man wo beschäftigt war und inwieweit überhaupt die Möglichkeit und Bereitschaft von beiden Seiten dazu bestand, aufeinander zuzugehen. Private Kontakte, insbesondere zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen, waren zumindest „unerwünscht“, wenn nicht verboten.

Alex van Gulp stellt fest: „Eigentlich hatten wir keinen Kontakt zu deutschen Zivilisten, außer zu denen, mit denen wir zusammenarbeiteten. Die Bezeichnung „Ausländer“ hatte dieselbe Bedeutung, wie sie D.P. (displaced person) nach dem Krieg hatte, oder wie „Ausländer“ in einigen Kreisen noch heute hat. Es war der deutschen Bevölkerung verboten, sich mit uns zu verbrüderern,

und tatsächlich wurden wir gemieden und waren unbeliebt. Das war für uns so ganz in Ordnung und sicher kein Unterschied zu dem, was die Deutschen in Holland erwarteten.“³⁵

Petrus van Eekelen machte ähnliche Erfahrungen wie Alex van Gulp, doch er berichtet auch von anderem Verhalten deutscher Arbeiter bei den Deutschen Werken in Kiel: „Außerhalb des Lagers hatte man schon eine beschränkte Freiheit, aber das hieß nicht viel, denn wohin man auch kam, man ist ein „Ausländer“ geblieben. Ich habe auf der Werft auch Deutsche erlebt, die deutlich anders dachten, als die meisten, und uns dies auch durch eine mehr oder weniger freundschaftliche Haltung spüren ließen.“³⁶

C. Schilt hatte auch im Umgang mit Deutschen in Lübeck meistens Glück: „Im Dezember 1943 wurde ich zu einer Holzhandlung mit Hobel- und Sägewerk versetzt. Die Firma hieß Gebrüder Krages, doch sie existiert jetzt nicht mehr. Der damalige Geschäftsführer Carl Louis Krages war ein sehr netter Mensch, der mich so wie seine deutschen Arbeitnehmer behandelte. Hier bin ich bis zum Kriegsende als Lohnbuchhalter tätig gewesen. Anfangs wohnte ich privat in Lübeck (das Werk war in Lübeck-Schlutup), aber nachher - ich glaube nach dem Attentat des Grafen von Stauffenberg - durften ausländische Zivilarbeiter nicht mehr privat wohnen, und ich siedelte in ein kleines Werkslager um, wo auch einige Polen wohnten, und das neben dem Lager der russischen Kriegsgefangenen lag, die auch bei uns arbeiteten.

In diesem kleinen Lager wohnte ich mit einem Landsmann zusammen, und wir waren frei und selbständig. Wir hat-

II. MERKBLATT

Millionen Fremdvölkische arbeiten mit uns für die Zukunft Europas

Ihre Arbeitskraft, ihre Leistung ist jetzt unentbehrlich. Durch gutes Vorbild und durch kluges Verhalten wollen wir sie zu unermüdlischem Einsatz für Deutschland und Europa gewinnen!

Alle diese Gastarbeiter kennen die Macht des Reiches

Sie haben die glänzenden Waffentaten unserer Truppen selbst erlebt. Dieses Vertrauen auf die Stärke des deutschen Schwertes darf nicht erschüttert werden!

Auch unsere Arbeit und unser Leben sollen sie immer mehr achten lernen!

Wir wollen ihnen tagaus tagein zeigen, daß wir fleißig und geschickt sind, daß wir jeden Mitarbeiter gerecht behandeln und seine Leistungen schätzen.

Vergiß es nie:

Sei pünktlich
Nach Deinem Vorbild richtet sich der Fremde.
Sei fleißig!
Aus Deinem Fleiß schließt der Fremde auf unser Volk!
Sei gerecht!
Dann faßt der Fremde Vertrauen zu Deutschland.
Sei vorsichtig!
Bösartige Elemente nützen unsere Gutmütigkeit oft aus.
Sei fröhlich!
Der Fremde soll merken, daß wir keine stumpfen Sklaven wollen.
Sei stolz!
Scheue intimen Verkehr mit Fremdvölkischen und unterlasse jede Anbiederung.

Vergiß es nie:

Sei aufrecht!
Der Fremde muß unseren unerschütterlichen Glauben spüren.
Sei hilfsbereit!
Zeige immer, daß wir Deutsche treu zusammenhalten.
Sei hart, wo nötig!
Nur mit fester Hand können wir Ordnung halten.
Sei treu am Werk!
Der Fremde soll den Geist der Betriebsgemeinschaft spüren.
Sei schweigsam!
Geschwätzige Menschen werden wenig geachtet.
Karge nicht mit Lob!
Sporne den Fremden dauernd zu besserer Leistung an.

Abb. 11: Merkblatt zur „Zusammenarbeit mit Fremdvölkischen“³⁷

ten nur die polizeilichen Verordnungen zu beachten, wie z.B., daß ab dem 1.10. 1944 die Ausländer um 22 Uhr in ihren Unterkünften sein mußten.

Ich hatte meine eigenen Lebensmittelmarken und Warenbezugskarten. Im Büro waren die Arbeitsverhältnisse für mich ziemlich normal, beinahe so wie zu Hause. Allerdings gab es keine jungen Männer. Die Kollegen waren ältere Männer und Dienstunfähige, sowie junge Mädchen. Der Chef war ein sehr anständiger Mensch, den ich in dankbarer Erinnerung behalte.“³⁸

Auch Koos de Bruin berichtet von mitunter positiven Kontakten zu deutschen Arbeitskollegen in Kiel: „Bei einer Bombardierung haben die meisten Holländer Angst gehabt, genauso wie die Deutschen. Sie hatten durch die regelmäßigen Kontakte zu deutschen Arbeitern doch eine gewisse Bindung bekommen, und darum bedauerten sie es, wenn deren Besitz vernichtet wurde. Es gab aber auch einzelne, die sich darüber freuten.

Zu einem der Schichtkollegen hatte ich ein sehr gutes Verhältnis. Er wohnte

dicht bei Katzheide, und ich bin bei ihm zu Hause gewesen. Seine Frau war freundlich. Ein Mal bin ich mit Hermann im Kino gewesen und habe ihm auch in der wenigen freien Zeit in seinem Schrebergarten geholfen. Als ich in den siebziger Jahren zusammen mit meiner Frau Kiel einen Besuch abstattete, bin ich noch bei seiner Adresse gewesen. Aber zu meinem Bedauern waren beide verstorben."³⁹

Louis H. Hahn kam mit den meisten Deutschen recht gut aus, wenn er auch manchmal - wie Frans Penders - seine Probleme mit ihnen und ihrer Mentalität hatte. Er stellte fest, daß oft die Angst vor Denunziation ihr Handeln gegenüber den „Ausländern“ bestimmte. Aber Louis Hahn ist zu der Überzeugung gelangt, daß vieles von einem selber, vom Anpassungsvermögen abhängt, ohne dabei seine Persönlichkeit aufzugeben. „Durch meinen Namen und Abstammung (mein Großvater ist in Berlin geboren) haben Deutsche, aber auch niederländische S.S., mehrere Male versucht, mich für die Waffen S.S. einzuverleiben. Aber weil ich einen kriegswichtigen Beruf, nämlich Gewehrbauer, hatte, und sie immer mehr produzieren mußten - die Verluste waren damals, vor allem in Rußland, groß - drängten sie nicht weiter, denn wir bauten 1.500 Gewehre pro Tag. Meine deutschen Freunde lobten mich. Das hatte ich mit ihnen so vereinbart, denn sie waren auch nicht so wild darauf, Soldat zu werden.

In dieser Zeit hatte ich es sehr gut. Ich ging mit meinen deutschen Freunden in der deutschen Kantine essen, bekam zu Weihnachten einen Extra-Monatslohn und Vitamintabletten. Kurzum, ich wurde wie ein deutscher Arbeiter

behandelt. Im allgemeinen konnte ich auch das deutsche WC benutzen. Kein Mensch hatte da etwas gegen. Heute findet man das seltsam oder lächerlich, aber damals wurden Ausländern, d.h. Franzosen, Belgiern und Niederländern getrennte WC's und Kantinen zugewiesen. Soweit ich es beurteilen kann, ist das zum größten Teil eigene Schuld gewesen. Einige benahmen sich wie sehr schlecht erzogene Bauern, beschmutzten die WC's mit Fäkalien, benahmen sich in der Kantine wie die Tiere und fanden es befremdend, daß die Deutschen das nicht traf. [...]

Als einziger Niederländer unter Deutschen, aber mit einem deutschen Namen, wurde ich gewöhnlich so wie jeder Deutsche behandelt, das heißt, jeder bekam zu Weihnachten Vitamintabletten, und einen Extra-Monatslohn erhielt ich also auch. Das kam durch die Fürsprache von Vorarbeiter und Chef. Der Umgang mit deutschen Arbeitern war bei uns vorbildlich. Jeden Morgen begrüßte man sich mit Handschlag, auch abends beim Weggehen. Schon bald war auch ich im Club aufgenommen.

Die Deutschen sind ein seltsames Volk. Fast jeder baute in seinem Schrebergarten Tabak an. Den brachten sie mit zur Arbeit, um die Blätter zu schneiden, hatten aber Angst, daß der Chef das sah. Also ließen sie mich den Tabak schneiden und gaben mir gern etwas zum Rauchen ab. [...]

Unser Lagerführer war für mich ein integrierter Deutscher, stets gerecht und ehrlich, immer freundlich und hilfsbereit. Auch ein Mensch mit allen Fehlern, aber auch mit Kummer um seinen ganzen Stolz - sein Sohn war in Norwegen gefallen. Er hatte keinen Glauben

mehr an einen Sieg Deutschlands. Er verschaffte mir Vorteile, wo er konnte, Extra-Zigaretten oder andere Dinge, die er mir in die Abteilung brachte, wo ich arbeitete. Er schleuste auch einen von mir während der Arbeitszeit gebauten Holzkoffer sicher zum Tor hinaus. Ich hatte lange Gespräche mit ihm, und ich glaube, daß es ihm damals schon geholfen hat, den Verlust seines Sohnes zu verarbeiten. Später bin ich auch noch bei ihm zu Hause gewesen. Er hatte eine Frau und zwei Töchter. Das war Karl Krakov, Lagerführer. [...]

Menschen mit Rückgrat kamen einem auch während des Krieges in Deutschland freundlich und hilfreich entgegen, auch sehr nette Frauen. Aber alle hatten Angst. Alleine mit einem Ausländer zu sprechen, machte sie schon verdächtig, und darum waren es nur Momente, in denen sie aus ihrer Schale krochen. [...]

Viele Holländer hatten mehr oder weniger Kontakt mit deutschen, russischen oder polnischen Frauen. Mich hat das niemals angesprochen. Ich kam zwar in Kontakt mit deutschen Frauen, sie arbeiteten nämlich auch in unserer Abteilung am Laufband, einer leichten Montagearbeit. Da waren auch B.D.M.-Mädchen in meinem Alter dabei. Leider mußten die sehr vorsichtig sein. Die Leitung fand es nicht so passend, mit Ausländern zu sprechen. Nichtsdestotrotz habe ich mit verschiedenen Mädchen gesprochen. Wie nicht anders zu erwarten war, waren sie auf die bekannte deutsche, sehr gründliche Art erzogen worden. Eigentlich war es eine Art Arbeitsdienst für Mädchen, aber das war schon obligatorisch. Auch im öffentlichen Verkehr kamen wir mit Mädchen in Berührung. Vor allem, wenn man gut deutsch sprach, waren sie schon

entgegenkommender. Aber überall hatten sie Angst, angezeigt zu werden. [...]

1944 war das Jahr, wo unser Leben an einem seidenen Faden hing. An einem dieser seltenen freien Sonntage liefen wir mit ein paar Menschen den Weg entlang, um in unserem Restaurant essen zu gehen. Gegen 12 Uhr hörten wir ein Flugzeug, dem wir schon keine Aufmerksamkeit mehr schenkten, bis sich das Motorengeräusch veränderte. Aus allen Rohren schießend, kam es im Tiefflug nach unten. Drei von uns sprangen gleich flach in einen Graben am Wegrand. Den vierten mußten wir an seinen Beinen unwerfen, so stocksteif blieb er stehen. Die Kugeln flogen uns um die Ohren. Keine zwanzig Zentimeter vor unserem Kopf flogen die Splitter aus dem Straßenpflaster. „War das eben erschreckend, das sind doch Eure Freunde?“ sagten dann die Deutschen zu uns. Solche Vorfälle gab es häufiger, als 1944 seinem Ende entgegenging.

Noch ein typisches Beispiel, wie die Deutschen einem im Nacken saßen. In unserer Abteilung gab es ein gewisses Maß von Zusammengehörigkeit. Menschen desselben Fachs, die dieselben Gewehre bauten. Untereinander wurden Scherze gemacht, häufig auf jemandes Kosten, so läuft das wohl überall. Ein Mann, der ein paar Schraubstöcke weiter stand, zog einmal gegen mich zu Felde: „Du hast Stinkekäse in meine Schublade gelegt!“ Ich wußte von nichts. Er packte ein Gewehr, um mir damit einen Schlag zu versetzen. Neben ihm stand ein sehr großer S.A.-Mann. Der nahm ihm kalt das Gewehr aus den Händen und sagte: „Ich habe den Stinkekäse in Deine Schublade gelegt.“ Da gab es natürlich Gelächter, denn was tat man schon gegen einen S.A.-Mann. In-

zwischen war der Chef aber wegen des Lärms heruntergekommen, und der Mann mußte mir seine Entschuldigung anbieten, was er auch widerwillig tat. Ich weiß nicht, womit sie ihm gedroht haben, aber er hat nie wieder etwas gegen mich gesagt. [...]

1960 bin ich mit Frau und Tochter zurück nach Lübeck gefahren und habe meinen früheren Meister besucht. Ein stolzer Mann, der sich nach 15 Jahren zu einem Stümper gewandelt hat. Ich habe viele alte Freunde besucht, mit ihnen geredet, all die vertrauten Plätze aufgesucht, habe mit dem Zug in die D.D.R. geschaut, bin nach Travemünde an die Ostseeküste usw. Leider sind diese Freundschaften durch Sterbefälle zu Ende gegangen.

Aber auch bei diesen demokratisch denkenden Menschen herrschte Unwissenheit über das, was die Deutschen in den Niederlanden verbrochen hatten. Dadurch hatten sie auch keine Vorstellung davon, woran nach dem Krieg alles Mangel herrschte. Selbst während des Krieges war bei ihnen alles ziemlich vorrätig gewesen. Sie wußten nicht, daß es aus den besetzten Gebieten geholt wurde. Wenn man ihnen das erzählte, wollten sie das nicht glauben. So schlecht waren die Deutschen nicht, sie hatten die Vorstellung, daß wir ein menschliches Volk wären, nur Russen, Polen und Juden wären Untermenschen. Irgendwo sind Grenzen. Niemals werde ich mich mit einem von diesen an einen Tisch setzen."⁴⁰

8. „West“- und „Ost“arbeiter

Nach der Werteskala der Nazis gehörten Niederländer zur „germanischen Rasse“. Dadurch waren sie besser gestellt als die sogenannten „Ostarbeiter“, also Polen, Ukrainer und Russen. Das wirkte sich buchstäblich auf alles aus. Die „Ostarbeiter“ lebten in den schlechtesten Baracken, erhielten eine miserable Ernährung und mußten die schwersten und schmutzigsten Arbeiten ausführen. Louis H. Hahn erinnert sich:

„1944 war das Jahr, in dem es immer häufiger Luftalarm gab und damit Arbeitsverlust. Es war das Jahr, in dem die Russen, die Kriegsgefangene waren, starben wie die Ratten. Sie mußten in unterernährtem Zustand schwere Arbeit, z. B. in der Schmiede, verrichten.“⁴¹

Bei Bürgern der Sowjetunion wurde in der Behandlung nicht zwischen Männern und Frauen unterschieden. In der Strafzumessung bei (angeblichen) Ver-

gehen machten die Deutschen sehr wohl Unterschiede zwischen „West“- und „Ost“arbeitern, und gegen die Letzgenannten wurde häufig, aufgrund vergleichsweise geringer „Straftaten“, die Todesstrafe verhängt. Als „Kinder des Westens“ hat wohl auch so mancher Niederländer - zumindest anfangs - seine Vorurteile gegenüber „Russen“ und „Sowjets“ gehabt. Aber diese Vorurteile verfliegen meist schnell bei persönlichem Kontakt.

Alex van Gurp berichtet offen über seine erste Begegnung mit „Russen“: „Der erste Kulturschock traf uns, als wir in einem Transfer- und Verteilungszentrum in Haft gehalten wurden. Das war ein Lager an der holländisch-deutschen Grenze, unmittelbar neben einem für russische Häftlinge. Ich weiß nicht, ob es Unwissenheit oder Indoktrination war, aber die Tatsache, daß wir in Ge-

sellschaft mit denen waren, die wir für Barbaren hielten, war unsere erste auswärtige Konfrontation. Wir waren völlig überzeugt, auf Grund ihrer Anwesenheit in Gefahr von Leib und Leben zu sein, und gingen sogar so weit, eine Nachtwache zu unserem Schutz zu organisieren.

Natürlich geschah nichts. Aber kann man sich das vorstellen, einen wirklichen Russen vor Augen? In unserer Vorstellung damals war ein Russe so geheimnisvoll wie der Mann im Mond, jemand vom anderen Ende der Welt. Wir erwarteten wahrscheinlich, daß er auch anders aussieht als wir. Ich beeile mich festzuhalten, daß ich kurz danach Russen und besonders Ukrainer (die sich selbst nicht als Russen bezeichnen) zu meinen besten Freunden zählte. In diesem Augenblick denke ich mit großer Freude an einige. Da gab es nicht nur Nikolai und Igor, Petrenko und Gregori, sondern auch Maria und Tanja, Tamara und vor allem Lida.⁴²

Für die Nazis war es undenkbar, daß „Untermenschen“ und Menschen „germanischer Rasse“ unter einem Dach lebten, geschweige denn, daß es zwischen ihnen gar zu sexuellen Kontakten käme. Louis Hahn: „Ich erinnere mich an einen großen, fetten, unsympathischen Deutschen, der dabei ertappt wurde, wie er eine Russin vergewaltigte. Prompt wurde er eingezogen, also ab nach Rußland. Das war damals die Angst im Nacken, so daß alle Arbeiter in ihren Grenzen blieben. Sich mit Untermenschen abzugeben, war eine nicht zu vergebende, minderwertige Handlungsweise. Die Vergewaltigung als solche wurde nicht bestraft, aber das Zusammengehen mit einer Russin wurde als Blutschande angesehen. Der edle deutsche Samen wurde

an einen Untermenschen vergeudet.“⁴³

Diese Trennung in „Ost- und Westlager“, die strengstens bewacht und bei Vergehen schwer geahndet wurde, erlebten viele Niederländer. Alex van Gulp in der Nähe von Lübeck: „Wir blieben für einige Monate in diesem Lager und zogen dann um in eines, das näher an der Fabrik lag. Das zweite Lager bestand aus zwei Sektionen: dem Ostlager, wo Russen und Polen untergebracht wurden, und dem Westlager für Personen westlicher Nationen. Das Westlager beherbergte nur junge Männer, das Ostlager sowohl junge Männer als auch Frauen. Wir brauchten nicht lange, um Wege zu finden, dem Ostlager Besuche abzustatten, obwohl es verboten war.“⁴⁴

Petrus van Eckelen im Lager Flintbek: „In Flintbek gab es ein Lager mit „Ostarbeitern“. Das waren russische Männer und Frauen aus der Ukraine, die von den Deutschen mitgenommen worden waren. Man konnte sie an einem Abzeichen auf der Kleidung erkennen, nämlich einem blauen Rechteck mit weißem Schriftzug „OST“. Es war uns verboten, auch nur einen Schritt in Richtung des schwer bewachten Lagers zu tun. Die meisten von ihnen mußten auf der Werft die schmierigsten und schwersten Arbeiten ausführen (auch die Frauen). Morgens mußten sie unter Bewachung zum Bahnhof und dann in Extra-Waggons nach Kiel fahren. Ich weiß nicht, wie das Leben in diesem Lager war, aber man kann sich vorstellen, was da geschah, Männer und Frauen unter diesen Verhältnissen zusammen in einem Lager. In unserem Lager erzählte man sich, daß dort Kinder geboren wurden, aber ich habe dafür nie eine Bestätigung gesehen oder gehört.“⁴⁵

9. Das Gesicht des Faschismus

Als ausländischer Zwangsarbeiter mußte man darauf achten, daß man bei den Deutschen möglichst nicht auffiel. Als Ausländer brauchte man an Widerstand gar nicht zu denken - der wurde einem manchmal von den Deutschen aufgrund von Mißverständnissen oder persönlicher Antipathie unterstellt. Bagatelten wurden zu Anklagepunkten erhoben, die den Ausländer in einem „Arbeits-erziehungslager“, im Gefängnis, Konzentrationslager oder gar vor einem der Sondergerichte landen ließen.

Wie groß der Druck gewesen sein muß, unter dem die Zwangsarbeiter ständig lebten, läßt sich aus den Zeilen J. J. de Bruins erahnen. Auch heute noch, fast 50 Jahre nach Kriegsende, vergeht kein Tag, an dem er nicht an seine Zeit in Kiel zurückdenkt.⁴⁶ Ich fragte ihn, ob er im Lager oder bei der Arbeit etwas von Widerstand gehört hätte: „Nun zum Thema Widerstand. Was ist überhaupt Widerstand? Ein Schiff vorzeitig von der Helling laufen lassen, einen Zug entgleisen lassen, ver-riß es! Solche eindeutigen Taten sind so schwer bestraft worden.“

In der letzten Phase des Krieges, als die politischen Gefangenen etwas öffentlicher vorgezeigt wurden, brauchtest Du diese nur zu sehen. Der Angstschweiß brach Dir aus, wenn Du dabei sein mußtest. Ich sehe noch die KAPOs toben beim Wegzerren eines schweren Querbalkens in einer getroffenen Wohnung. Den mußten dann die Gefangenen zum Lager mitnehmen, damit er als Brennstoff in der Küche diene. Du danktest dem lieben Gott, daß Du schnell weglaufen konntest, weit weg vom Ort des Unheils.

Ich erwähnte schon die Bombardierung vom Mai 1943. Nach der Bombardierung waren wir in der Kantine zusammengekommen, mit einer Küche, die noch intakt war. Ein belgisches Mädchen, die das überlebt hatte, war so froh darüber, daß sie mir um den Hals flog und mit mir im Kreis sprang. Das sah der Lagerführer. Er dachte sicher, das sei eine Geste der Freude, daß der Feind gekommen war. Er brüllte mir zu, daß er mich melden werde.

Am nächsten Tag brachte mich der Meister in eine beschädigte Wohnung, deren Keller noch intakt war, und sagte: „Du bleibst hier, bis ich dich holen komme, und nicht nach draußen kommen!“ Gesagt, getan. Der Meister kam mich holen und sagte: „Du brauchst keine Angst mehr zu haben.“ Ich weiß nicht, auf welche Weise er die Polizei hat von meiner Unschuld überzeugen können. Aber das ist für mich eine Form von Widerstand, zu verhindern, daß es wieder ein Opfer des Regimes gibt.

Nach dem Anschlag auf Hitler erzählte mir mein holländischer Freund aus der anderen Schicht, daß der Vorarbeiter zu Beginn der Arbeitszeit nicht anwesend war. Während der Arbeit sagte ein deutscher Arbeiter: „Schade, daß es nicht geklappt hat!“, gerade in dem Moment, als der Vorarbeiter zurückkam. Er hörte den Ausspruch, zog seinen Revolver und sagte, daß er auf einer Dringlichkeitssitzung der Partei gewesen wäre und den Auftrag hätte, jede Form von Widerstand sofort niederzuschlagen. Er hätte ihn totschießen müssen, brachte das aber wegen der jahrelangen, guten Zusammenarbeit nicht übers Herz und

gebot Verschwiegenheit." 47

Was man sich als Zwangsarbeiter erlauben konnte, hing natürlich auch davon ab, mit welchen Deutschen man zusammenarbeitete und wie Lagerführer, Meister, Vorarbeiter usw. eingestellt waren. W. F. Vogler und seine niederländischen Kollegen ließen es die Deutschen manchmal wissen, daß sie keine Freunde der Nazis waren. „Bei den Drägerwerken arbeitete ich in der Abteilung Manometerbau. In dieser Abteilung hing eine große Europakarte an der Wand, worauf die Frontlinie an der Ostfront mit kleinen Flaggen vermerkt wurde. Jedes Mal, wenn Gebiete erobert wurden, versetzte man die Flaggen. Als es Niederlagen gab, nicht mehr.“

Da ergriffen ein Freund und ich die Initiative, und wir begannen mit der deutschen Zeitung in der Hand die Dinge richtigzustellen. Das wurde uns nicht gedankt, und wir bekamen die Ermahnung, das nicht wieder zu tun.

Auf meiner Werkbank stand der Text „Nach dieser Zeit kommt unsere Zeit“. Das war ein Teil einer Werbeanzeige für Wecker. Die Bedeutung davon hat man nicht verstanden." 48

J. C. Vrancken erlebte, was seinem deutschen Arbeitskollegen Hans Kiel bei Land- und See Leichtbau in Hassee widerfuhr, als dieser sich einen Scherz erlaubte: „Hans Kiel war ein aufgeweckter Artist und [...] immer fröhlich. Einmal kam eine Dame aus einer anderen Abteilung bei uns herein mit dem damals allgemein üblichen Morgengruß „Heil Hitler!“. Hans antwortete aus Spaß: „Haben wir nicht!“, oder Worte ähnlicher Bedeutung. Etwa nach einer Stunde wurde er abgeholt und kam erst nach ca. sieben Monaten zurück, deutlich „gezeichnet“ von seinem Aufenthalt

in einem „Arbeitserziehungslager“." 49

Auch Petrus van Eekelen erlebte, wie ein niederländischer Kollege in das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ verschleppt wurde: „Einer der Jungs aus unserer Kammer hat für 14 Tage in diesem Lager wegen vermeintlicher Sabotage gesessen. Er hatte nämlich nach einer Bombardierung einen Plan der Werft gefunden, der ihm von unserem „geliebten“ Lagerführer nicht in Dankbarkeit abgenommen wurde, weil er ihn bei Stichproben gefunden hatte. Dieser Junge hat nicht viel über dieses Lager erzählt, aber es stand da nicht zum besten." 50

Alex van Gulp war in Lübeck zum Stubenvertreter und zum Sprecher der niederländischen Lagergemeinschaft gewählt worden. Er wurde von jemandem, dem er wohl ein Dorn im Auge war, bei der Gestapo angezeigt und geriet in deren Fänge. Erst vierzig Jahre später war Alex van Gulp dazu in der Lage, seine Erlebnisse in Deutschland aufzuschreiben und in Kanada, wohin er nach dem Krieg auswanderte, zu veröffentlichen. Sein Leidensweg durch Gefängnisse in Lübeck und Kiel, sein erschütternder Bericht über seinen Aufenthalt in der „Polizeibaracke Drachensee“ stehen für sich und verdeutlichen einmal mehr die Menschenverachtung und den Sadismus des faschistischen Regimes.

„Am 3. Januar 1944 sollte ich zur Arbeit gehen, wie an jedem anderen Tag auch. Statt dessen zog ich mich an und beschloß, in die Stadt zu gehen. Als ich nachmittags ins Lager zurückkehrte, teilten mir meine Stubenkameraden mit, daß der stellvertretende Lagerwachmann, ein sehr nervöser, aber andererseits harmloser kleiner Mann, nach mir gesucht hätte. Dieser Kuli hatte so ein

Pflichtgefühl wie Sergeant Schulz in „Hogan's Heros“ und war im Grunde ein guter und menschlicher Kerl.

Kurz nach meiner Rückkehr erschien er wieder und befahl mir, mit ihm zu gehen. Verständlicherweise verband ich seine Aufforderung mit meinem unerlaubten Fernbleiben von der Arbeit an diesem Tag. Bevor wir gingen, legte er mir nahe, meinen Mantel anzuziehen und Brot mitzunehmen. Das sollte ausgereicht haben, um mir zu zeigen, daß etwas Ernstes zu erwarten war. Nichtsdestotrotz beachtete ich seinen Ratsschlag nur teilweise und ging ohne Mantel, nur mit etwas Brot. Wir marschierten zum Ostlager, wo er mich in einen kleinen dunklen Raum mit vergittertem Fenster absetzte und die Tür abschloß, als er ging. Er verließ mich ohne jede Andeutung über mein Schicksal, und ich war gespannt, was mir bevorstand.

Es dauerte nicht lange, und die russischen Mädchen kehrten wie immer von der Arbeit zurück. Um die Langeweile zu bekämpfen, fand ich, daß ich meine Mundharmonika haben sollte, und schrieb deshalb ein Briefchen, adressiert an meine Stubenkameraden. Dann klopfte ich an die Wand, die meine Zelle vom benachbarten Raum trennte, ohne zu überlegen, wie das Instrument durch die geschlossene Tür gelangen sollte. Auf mein Klopfen hin kamen bald einige russische Mädchen an die Zellentür, und zur selben Zeit schob ich das Briefchen unter der Tür hindurch.

Ich täuschte mich in der Erwartung, daß meine Stubenkameraden jemals meine Bitte erhalten würden. Ich kann nur annehmen, daß das Lesen meines Namens für meine russischen Freunde genug war, um von sich aus einen Plan

zu ersinnen, bei dem wichtigere Dinge eine Rolle spielten als ein Briefchen, das sie nicht lesen konnten. Einige weitere erschienen an meiner Tür, sich selbst als „Mädchen von Stube 3“ zu erkennen gebend, der Stube von Lida, meiner Freundin. In treuer Art drückten die Mädchen ihre Gefühle von Trauer und Mitleid über meine Lage aus, jede auf ihre persönliche Weise, denn sie wußten sehr genau, was mein Los sein würde. Als ich fragte, wo Lida sei, antworteten sie, daß sie schon da wäre, aber überreizt und nicht in der Lage zu sprechen. Durch ihr Weinen war sie nur fähig, meinen Namen zu rufen.

Schließlich schienen die Mädchen zu sich gekommen zu sein, offenbar um einen Plan auszuführen. Plötzlich gingen alle bis auf Lida weg, um nur kurze Zeit später zurückzukehren. Zu meiner Überraschung fingen sie an, die unterste Ecke der Tür einzudrücken, die sich daraufhin nach innen öffnete. Die Öffnung war gerade groß genug, um einige eingewickelte Fisch-Brote hindurchzureichen, eins nach dem anderen. Ich war verblüfft, wie schnell die Mädchen es geschafft hatten, diese Brote zusammen zu bekommen. Um meine Überraschung und Dankbarkeit richtig werten zu können, muß man wissen, daß die Rationen, die die Mädchen erhielten, gerade zu ihrem Überleben ausreichten. Ich war fest davon überzeugt, daß nur ihre grobe Konstitution es ihnen ermöglichte, zu überleben.

Nachdem ich die Brote eingesammelt hatte, hatten die Mädchen noch eine Überraschung für mich parat. Durch die Öffnung erschien eine Bierflasche, die bei näherer Betrachtung Suppe enthielt. Sie hatten diese unter großem Risiko aus dem Krankenraum genommen.

Schließlich gingen sie. Dunkelheit breitete sich aus, aber ich konnte nicht schlafen.

Dann, in der Tiefe der Nacht, bekam ich zwei Besucher, den Lagerkommandanten und einen Assistenten. Ich konnte sie nicht sehen, weil sie mich mit einer starken Lampe blendeten. Zunächst versuchten sie, freundlich zu erscheinen, aber nach einiger Zeit wurden sie laut und grob und warfen mir alle möglichen Fragen zu über verschiedene, lächerliche Scheintatsachen, dieselben, mit denen ich später bei der Gestapo konfrontiert werden sollte.

Am Morgen erschien der stellvertretende Lagerkommandant. Er instruierte mich, mit ihm zu gehen, und brachte mich mit der Straßenbahn zum Gestapo-Büro in Lübeck. Nachdem ich kurze Zeit in einer Zelle zugebracht hatte, wurde ich einem Beamten zum Verhör vorgeführt. Er begann mit der Frage, warum ich dort wäre, worauf ich natürlich keine Antwort wußte. Er beschuldigte mich dann, ein wertvolles Halsband und einen Weihnachtsbaum gestohlen zu haben, sowie diverser anderer lächerlicher Dinge. Am Ende trat der wahre Grund meiner Verhaftung zu Tage, als er begann, mir Fragen in Bezug auf einen Kollektivbrief zu stellen, den wir an die Deutsche Arbeitsfront (D.A.F.) geschickt hatten und in dem wir uns über die erbärmlichen Bedingungen im Lager beschwert hatten.

Nach umfangreicher Befragung zu diesem Brief wechselte mein Vernehmer plötzlich das Thema. Er ging jetzt über zu Behauptungen in Verbindung mit einem N.S.B.er⁵¹, der in unserem Lagerbüro beschäftigt war. Der Gestapo-Vernehmer häufte Beleidigung über Beleidigung, wenn er diesen Mann als

Dolmetscher gebrauchen wollte. Ich gab zu, den Mann als N.S.B.er getadelt zu haben. Daraufhin wurde ich beschuldigt, an einer heftigen Tracht Prügel an diesem Mann beteiligt gewesen zu sein, was ich nicht leugnen konnte. Ich wurde beschuldigt, ihm vorgeworfen zu haben, er habe seine Stellung aus eigennützigen Gründen. Wieder konnte ich die Behauptung nicht verneinen, und nun übernahm ich es, weitere Erklärungen zu geben. So kamen andere unbedeutende Gründe an die Oberfläche, von denen nicht einer schwerwiegend genug gewesen wäre, um damit meine Lage zu rechtfertigen.

Endlich wurde eine Anschuldigung hervorgebracht, die meine Verhaftung erklären könnte. Hammer und Sichel waren in unserem Raum aufgehängt worden, sagte er, und ich müßte das gemerkt haben. Auf alle Fälle müßte ich als Stubenvertreter die volle Verantwortung für dieses Verbrechen übernehmen, es sei denn, ich sei bereit zu erzählen, wer das getan habe. Da ich nichts von diesem Vorfall wußte und den Bericht ernsthaft anzweifelte, hatte ich keine andere Wahl, als meine Unkenntnis und Unschuld zum Ausdruck zu bringen. Trotz seines Schreiens und seiner Drohungen mit einem hervorgeholten Knüttel konnte mich Herr Wolff, das war sein Name, nicht zur Änderung meiner Geschichte bewegen. Ich wurde abgeführt und zurück in meine Zelle gebracht.

Später fand ich heraus, daß meine Stubenkameraden ebenfalls über den vermeintlichen Vorfall befragt worden waren. Auch sie beteuerten, nichts zu wissen. Was ich schlußfolgern konnte, ist, daß jemand, wahrscheinlich der Lagerschreiber, die Geschichte zusam-

menstellte und an die Gestapo meldete, die diese als Tatsache auslegte.

Zuvor war ein belgischer Freund von mir, namens Rene, ebenfalls verhaftet und über den Brief an die D.A.F. befragt worden. Wir blieben in der folgenden Zeit meistens zusammen, bis er ins Krankenhaus geschickt wurde.

Am selben Tag wurden wir gemeinsam mit anderen Häftlingen in ein Lübecker Notgefängnis mit Namen Lohmühle transportiert. Sobald wir angekommen waren, brachte man uns in den Verwaltungsbereich, wo wir sämtlichen Besitz bis auf unsere Kleidung abgeben mußten. Wir wurden durchsucht, was mir große Angst bereitete. In der Innentasche meiner Weste befand sich eine Geheimzeitung, die von den Alliierten in Deutschland verteilt worden war. Ich kann nur annehmen, daß deutsche Westen keine Innentaschen haben, denn das war die einzige Stelle, wo sie nicht nachsahen. Nachdem dies alles vorüber war, wurde ich in Zelle Nr. 4 gesteckt und verlor damit Rene vorläufig aus den Augen.

Das Gefängnis bestand aus einer Baracke für Männer und einer für Frauen mit Häftlingen verschiedenster Nationalität. Jede Baracke besaß einen Korridor, von dem aus nach beiden Seiten Zellen abgingen, die lediglich von außen zu öffnen waren. Die Tür war mit einem Guckloch versehen, und in einer Wand war ein kleines vergittertes Fenster. Die Zelleneinrichtung bestand aus drei Doppelkojen mit dünnen Strohsäcken und jeweils zwei Decken sowie einem schmalen Tisch und einem Stuhl. Mir wurde eine untere Koje zugewiesen.

Bei meiner Ankunft waren meine Zellengenossen ein staatenloser Pole, etwa

fünfzig Jahre alt, der die letzten zwanzig Jahre in Deutschland gelebt hatte, und ein Zigeunerjunge deutscher Nationalität. Der staatenlose Mann wurde beschuldigt, zur Zeit der hitlerschen Macht ergreifung in Posen in einen Mord verwickelt zu sein. Er war seit zehn Monaten in diesem Gefängnis. Seinen Fall bearbeitete die Kripo. Seit seiner Ankunft hatte man ihm jede Woche dieselbe Frage gestellt, nämlich ob er an einem bestimmten Tag des Jahres 1933 in Posen gewesen sei. Seine Antwort war jedes Mal: „Nein!“, denn wenn er „Ja“ gesagt hätte, wäre er gehängt worden. Jedes Mal mußte er sich über einen Stuhl beugen und wurde dann von der Polizei geschlagen. Jedes Mal wurde die Prozedur zweimal wiederholt. Anschließend bringe man ihn in seine Zelle zurück, bis zur nächsten Woche.

Der Zigeunerjunge gab an, wegen illegaler Schlachtung eines Schafes verhaftet worden zu sein. Sein einziger Traum war, eines Tages nach Amerika zu gehen.

Ein Deutscher, der uns das Essen brachte, war ebenfalls Häftling. Als er Zeuge am Tod seines Freundes an der Front wurde, ein Vater von sieben Kindern, hatte er den Fehler begangen, zu sagen, daß Hitler dafür die Verantwortung trage. Er wurde auf der Stelle verhaftet. Während meines Gefängnisaufenthaltes stieß noch ein tschechoslowakischer Häftling zu uns, der uns aber bald wieder verließ.

Ebenso ein deutscher Kommunist, der von 1933 bis 1939 in einem Konzentrationslager gegessen hatte. Als er entlassen wurde, fragte man ihn, ob er sich jetzt dem Nationalsozialismus anschließen würde. Das einzige, was der Mann unter dem Nationalsozialismus kennengelernt

hatte, war das Konzentrationslager! Er wurde unter dem Vorwand, eine Ziege gestohlen zu haben, bald wieder inhaftiert. Die lange Hafterfahrung dieses Mannes wurde bald deutlich an der Art, wie er uns in Beschlag nahm mit Leibesübungen, „Karten“ und solchen Dingen.

Bestand die Gefahr von Langeweile, so rissen wir einen schmalen Streifen von unseren Decken ab. Wir benutzten diesen Streifen zusammen mit einem kleinen Kerzenstück, um den Boden zu polieren, bis er wie ein Spiegel glänzte.

An einem Morgen arbeitete ich. Ich mußte für die Polizei Holz hacken und bekam dafür ein Stück Brot als Bezahlung. Danach beschloß ich, während meiner Gefängniszeit nicht wieder zu arbeiten, sondern mich so viel wie möglich auszuruhen.

Zum Urinieren waren wir mit einem Metallkübel ausgerüstet, der in unserer Zelle hinter der Tür stand. Wenn wir uns anderweitig entlasten mußten, hatten wir eine Gemeinschaftstoilette zu benutzen. Durch Klopfen an die Zellentür hatten wir um Erlaubnis zu bitten.

Während meines Aufenthaltes wurde ein geistig gestörter russischer Junge eingeliefert, den man in eine leere, ungeheizte Zelle einsperrte. (Alle Zellen waren ungeheizt.) Er war praktisch nackt und an Händen und Füßen gefesselt. Ich nehme an, man tat dies aus Angst davor, daß er sonst alles um sich herum kaputtschlagen würde. Für uns war es gut, daß er nicht lange blieb, denn er hörte nicht auf, nach seiner Mutter zu rufen, Tag und Nacht.

Meine Zeit in diesem Gefängnis war kurz, und nach zwei Wochen wurde ich erneut der Gestapo vorgeführt, wo eine Wiederholung des ersten Verhörs statt-

fand. Dieses Mal dauerte es länger, und alles wurde protokolliert. Nachdem ich meine Unterschrift unter „gelesen, gestanden und unterzeichnet“ gesetzt hatte, wurde mir mitgeteilt, daß ich das Gefängnis bald verlassen würde und abgeführt. Wie auch immer, versäumte es Herr Wolff, mir zu sagen, was mich erwartete. Er gab mir den Rat, die Augen für schlechte Elemente und Saboteure offenzuhalten, wenn ich ins Arbeitslager nach Lübeck zurückkehren würde. Ich sollte dann zu ihm Kontakt aufnehmen und ihn mit Namen versorgen, alles natürlich unter strengster Vertraulichkeit. Schließlich erzählte er mir, daß der Bezirksleiter der Gestapo mich in ein Konzentrationslager schicken wollte, aber er, Herr Wolff, habe das verhindern können. Mit einem Wort, er war die Tugend in Person. Kurz darauf sagte der Nazi-Lagerschreiber meinen Stubenkameraden, ich sei in ein Konzentrationslager in Polen geschickt worden und eine Rückkehr nicht zu erwarten.

Am 21. Januar erhielt ich die Anweisung, mich auf die Abreise vorzubereiten. Bald wurde ich zusammen mit anderen unter bewaffneter Polizeibewachung zur Bahnstation in Marsch gesetzt, wo wir durch einen Hintereingang zu einem Polizeizug mit Bestimmungsort Kiel gebracht wurden. Unter uns gab es alle Arten von Häftlingen, darunter zwei Brüder, die aneinandergelockt waren. Sie hatten versucht zu fliehen, als das Gefängnis, in dem sie saßen, bombardiert worden war.

Es war uns erlaubt, die Zugtoilette zu benutzen, dabei mußten wir aber die Tür offen lassen, und die Polizei stand Wache. An Flucht war nicht zu denken.

Wir erreichten Kiel nach Einbruch der Dunkelheit und wurden wieder durch

einen Hinterausgang aus dem Bahnhof geführt. Von hier aus transportierte man uns mit einem offenen Polizeifahrzeug, wobei Wachen auf den Trittbrettern standen, in das Gefängnis in der Blumenstraße. Dies war ein reguläres Gefängnis mit massiven Toren, langen Zellenhängen und Gefängniswärtern mit riesigen Schlüsseln.

Nach der üblichen Aufnahmezeremonie wurde ich in einen Raum gebracht, der als Gemeinschaftszelle bezeichnet werden kann, und in dem etwa fünfzig Männer umhergingen oder saßen. Es war alles vertreten. Einige sahen so aus, wie ich mir immer Kriminelle vorgestellt hatte, mit anderen Worten: Strolche, aber es gab auch anständig aussehende Personen. Sie schienen verschiedenster Nationalität zu sein. Nachts schliefen wir auf Stroh, das längs der Wände lag. Einige schliefen auf dem nackten Boden, andere auf Tisch und Bank, die im Raum standen. Die Zelle war etwa 21 Meter lang und vier Meter breit.

Mein Aufenthalt hier war sehr kurz, und nach ein paar Tagen wurde ich zusammen mit drei anderen in das Straf-Erziehungslager „Drachensee“ in Hassee⁵² bei Kiel gebracht. Hier begann die weniger angenehme Zeit meiner Einkerkerung.

Bei der Ankunft wurde ich in den Aufnahmebereich gebracht, wo eine der ersten Fragen war, ob ich irgendein Ungeziefer hätte. Natürlich hatte ich keins. Nachdem die Aufnahmeformalitäten erledigt waren, führte man mich in einen großen Raum, etwa zehn Meter mal vier Meter groß. Es war einer von zwei Hauptbereichen gleicher Größe. In dem Raum, in den ich kam, waren annähernd sechzig Männer, von denen sich kleine Gruppen unter drei trüben Lam-

pen, die an der Längswand des Raumes hingen, versammelt hatten.

Zunächst konnte ich nicht ausmachen, womit sie beschäftigt waren. Es schien, als ob sie Kleidungsstücke bearbeiteten. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an meine neue Umgebung gewöhnt hatte, und alsbald ging ich daran, herauszufinden, was die Männer dort taten. Ich stellte fest, daß sie kleine Stücke aus der Kleidung entfernten, die daraufhin ihre Farbe veränderten. Sie töteten Läuse, etwas, wovon ich bisher noch nie gehört, geschweige denn etwas gesehen hatte. Innerhalb weniger Tage gesellte ich mich auch zu dem hoffnungslosen und niemals endenden Kampf gegen dieses Ungeziefer. Es stellte sich als die schlimmste Qual heraus, die ich je erlebte.

Ich finde es schwierig, meine Erfahrungen und Gefühle jener Zeit verständlich zu machen, und werde mich damit zufrieden geben müssen, einige meiner Erlebnisse zu erzählen. Ich schrieb dies unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Deutschland auf. Das meiste ist, im Grunde genommen, eine Übersetzung dieser Notizen.

Zunächst zur Anlage des Platzes. Er war von einem hohen Stacheldrahtzaun eingeschlossen und bestand aus einer Baracke, die von einem Kieshof umgeben war. Laß mich auf die Skizze verweisen, die ich meinen Originalnotizen beigelegt hatte.

Es gab einen Raum - mit '?' gekennzeichnet -, den niemand von uns je betreten hat, und ich habe keine Ahnung, wofür er benutzt wurde. Deutsche Häftlinge, um die sechs, wurden in Raum 'A', Polen und Russen in 'C' untergebracht, während Häftlinge anderer Nationen in Raum 'B' hausten.

Die Personenanzahl in Raum 'B' und

'C' variierte jeweils zwischen sechzig und hundert. Der Schlafbereich bestand aus zwei übereinander angeordneten Borden, ein Meter auseinander, die über die gesamte Längswand befestigt waren. Lagen alle eng beieinander, so war Platz für ungefähr 30 Mann pro Bord. Die Restlichen mußten auf dem Boden Platz zum Schlafen finden. Ohne Matratzen oder ähnliches war das eine so unbequem wie das andere. 'K' bezeichnet den Ofen und '000' Marmeladenbüchsen, die zum Urinieren vorgehen waren. Abends mußten wir die 'Toilette' benutzen.

Der dritte Platz von vorn auf dem unteren Bord, schraffiert gezeichnet, zeigt die Stelle, wo ich schlief. Nach etwa drei Wochen wurde mein belgischer Freund Rene, der ebenfalls hier eingeliefert worden war, ins Krankenhaus gebracht. Das bedeutete, daß ich einen Platz näher zur Tür rückte.

In der ersten oder zweiten Woche im Lager wurde Rene durch eine Lattenkiste, die auf seinen Fuß fiel, verletzt. Es kam zu einer Blutvergiftung, die sich zunehmend verschlimmerte bis zu dem Punkt, wo er Anfälle bekam. Während dieser Anfälle hatte er das Auftreten eines wilden Tieres und schwang sein gutes Bein und seine Arme mit übermenschlicher Kraft. Obwohl er nicht in der Lage war, sich hinzusetzen, brauchte man vier Männer, um ihn unter Kontrolle zu halten. Als diese Anfälle immer kürzer aufeinander folgten, wurde er in ein Krankenhaus gebracht, wo er mehrere Male ohne Betäubung operiert wurde.

Die 'Toilette' bildeten vier Löcher im Betonboden. Die Kunst bestand darin, sich über ein solches Loch zu krümmen und nach dem „toten Punkt“ zu zielen.

Von Zeit zu Zeit wurde uns die Aufgabe zum Entleeren der Senkgrube gegeben, die unterhalb des Bodens lag.

Einmal in der Woche empfingen wir für uns alle eine Rasierklinge, die von einer Wache abgelegt worden war. Wasser und Seife waren nicht zu bekommen. Nichtsdestotrotz erwarteten wir eine gute Rasur. Die Waschgelegenheit bestand aus einem Trog mit fünf Kaltwasserhähnen. Stelle Dir zweihundert kahlköpfige Männer vor, die um einen Waschplatz kämpften, wobei ihnen insgesamt lediglich fünfzehn Minuten Zeit gelassen wurde.

Der mit 'C' markierte Bereich bestand aus vier sehr kleinen Zellen, genannt „Dunkelzellen“. Diese wurden dazu benutzt, um Häftlinge, die spezielle Bestrafung verdienten, einzusperren. Jede Zelle enthielt ein Brett, das heruntergelassen werden konnte und so keinen Platz zum Umhergehen ließ. Kein natürlicher Lichtstrahl konnte in diese Zellen gelangen. Die Rationen für diese Häftlinge bestanden morgens aus einer dünnen Scheibe trockenen Brotes und einmal alle zwei Tage einem halben Liter Suppe. Wie für die anderen Häftlinge auch, bestand diese Suppe aus Wasser mit einem kleinen gekochten Kohl.

Innerhalb der Barackengrenzen wurden wir von Deutschen beaufsichtigt, die selber Häftlinge waren.

Laß mich nun den Tagesablauf beschreiben. Der Tag begann eigentlich am Abend vorher, wenn jeder in Raum A antreten mußte, um die Arbeitsanweisung für den nächsten Tag zu erhalten. Früh am Morgen, um 5.30 Uhr, betrat eine Wache Raum C, blies in seine Pfeife, wiederholte sein Werk in unserem Raum und überprüfte dann zunächst in C und anschließend in B, ob

alle Häftlinge seinen Alarm beachtet hatten und aufgestanden waren. Jeder, der bei seiner Rückkehr das Bord noch nicht verlassen hatte, wurde mit einem äußerst gefürchteten Gummiknüppel, den wir „Gunmi“ nannten, verprügelt. Dieses Gerät bestand aus biegsamem Gummi, dreieckig im Querschnitt mit Hohlseiten, die die Ecken spitz zulaufen ließen. Zum Glück passierte es mir nur einmal, daß mich die volle Wut dieses Folterinstrumentes traf.

Es war neun Uhr abends. Ich mußte urinieren und wollte auf die „Toilette“ gehen. Als ich durch die Rauntür ging, traf ich einen Deutschen, der mich anhielt und mir mitteilte, daß die Tür für den Abend geschlossen sei, etwas, was normalerweise nicht vor zehn Uhr geschah. Da ich eilig mußte, blieb mir nichts anderes übrig, als einen der Nachtkübel im Rauminnern zu benutzen. Das war nicht im Sinne des Mannes, der mit seinem „Gunmi“ auf mich zukam, um mich zu verprügeln und mich zwang, den Kübel zu nehmen und ihn in die Toilette zu leeren. Ich versuchte vergeblich, mich hinter dem Kübel zu verstecken, um mich vor dem Angriff zu schützen, und landete schließlich in einer Ecke. Als der Mann mich immer weiter schlug, schaffte ich es schließlich, zurück in den Raum zu kommen. Drei Monate später wurde ich von einem Arzt untersucht, der mich fragte, ob mich jemand geschlagen habe.

Der Schmerbauchofen wurde immer auf Höchsttemperatur gehalten. Dies, die hohe Personenbelegung und das Fehlen jeglicher Lüftung machten diesen Ort unerträglich. Kein Wunder also, daß uns die Kälte draußen am frühen Morgen (es war mitten im Winter) nicht

sehr gut bekam. So war es keine Überraschung für mich, nach kurzer Zeit zu hören, daß ich Brustfellentzündung hatte. Ich wußte es nur zu der Zeit noch nicht und dachte, es sei eine Gelenkentzündung. Ich hatte heftige Rückenschmerzen, die mich nicht schlafen ließen. Ich glitt dann vom Bord herunter, weil ich meinen Rücken nicht krümmen konnte, und setzte mich in die Nähe des Ofens in der Hoffnung, das würde meine Schmerzen lindern. Doch ließ mich nun auf die Tagesroutine zurückkommen.

Nach dem Aufstehen und Waschen erhielt jeder von uns zwei zusammengeklappte Scheiben Brot, eine mit Margarine, die andere mit Marmelade. Die eine Scheibe war unser Frühstück, die andere unser Mittagessen. Wie man sicher verstehen wird, waren beide Scheiben bereits vor Erreichen des Arbeitsplatzes verschwunden, so daß wir bis zum Abend auf unsere nächste „Mahlzeit“ warten mußten. Es gab auch Kaffee zum Frühstück, aber seit weder genug Becher noch Kaffee vorhanden waren, erforderte es eine Menge Drängeln und Knuffen, um unter den Glücklichen zu sein.

Es ist bemerkenswert, daß einige trotz der dürftigen Rationen von zwei Scheiben Brot und einem halben Liter Wasserkohlssuppe noch eine der beiden Scheiben gegen eine Zigarette tauschten. Dies zeigt, daß es trotz eindeutiger körperlicher Verschlechterung wohl leichter ist, sich an Hunger zu gewöhnen, als an Tabakkürzungen. Unsere Tabakrationen waren die Kippen, die wir fanden.

Unsere Arbeit bestand aus Schutt-räumarbeiten nach Bombardierungen. Wir wurden an die Stadt oder private

Einzelpersonen vermietet, wobei das Lager bewaffnete Wachen stellte. Nach der Arbeit marschierten wir in Kolonne zurück ins Lager, wo wir unsere Halbliter-Wasserkohluppe empfangen. Einmal die Woche gab es statt der Suppe eine Kelle Sauerkraut, direkt aus dem Faß. Die Abende wurden dem Läuse-töten und Unterhaltungen gewidmet. Sonntags arbeiteten wir nicht, es sei denn, es war Arbeitsdienstpflicht.

Oft führten die Wachen Fuß-Inspektionen durch. Das bedeutete, daß wir außerhalb des Raumes antreten mußten. Einige wurden aufs Geratewohl ausgewählt und aufgefordert, ihre Füße zu zeigen. Wenn diese als nicht sauber befunden wurden, mußten sie vortreten und erhielten fünf Rohrstockschläge, dies in einem Bereich, der für körperliche Züchtigung vorgesehen war. Das Opfer mußte sich in Raum A über einen Tisch legen, während die anderen in B und C antreten mußten, um der Bestrafung als Zeugen beizuwohnen.

In einem dieser Fälle erhielt ein russischer Mann fünfundsechzig Schläge, gefolgt von weiteren siebzig, weil die erste Partie angeblich nicht die gewünschte Wirkung zeigte. Er sei noch in Ordnung, behauptete der Offizier. Der Russe gab niemals einen Laut von sich und zeigte keinerlei Regung, obwohl sich zwei Wachen gegenseitig abwechselten und die Schläge mit aller Kraft verabreichten. Am nächsten Tag war der Mann tot.

Doch es muß auch bessere Augenblicke im Elend dieser Tage gegeben haben. Versuche ich mich zu erinnern, so kann ich nur eins erzählen, kann sein, weil es so einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Für jemand anderen mag der Vorfall heute unbedeu-

tend erscheinen, aber unter den Bedingungen der damaligen Zeit berührte er mich tief. Das tut er noch immer, wenn ich daran denke.

Wie üblich arbeiteten wir in der Stadt Kiel an einem Ort, der vor kurzem von den Alliierten bombardiert worden war. Als Gruppe von etwa dreißig Männern waren wir über den Bereich eines halben Straßenblocks verteilt und sortierten Ziegelsteine und Schutt, während bewaffnete Posten auf uns aufpaßten. In solch einer Situation geschah es, daß eine Frau, vermutlich eine deutsche, die Straße an unserer Arbeitsstätte entlang ging. Ohne anzuhalten, legte sie still ein kleines Päckchen oben auf einige Ziegelsteine. Ich arbeitete in dem Augenblick in der Nähe und bemerkte das Geschehen. Sobald die Luft rein war und die am nächsten stehende Wache nicht hinsah, rückte ich hinüber und schnappte mir das Päckchen. Kein Glück der Welt konnte größer sein, als ich feststellte, daß das Päckchen ein Sandwich enthielt. Nicht nur etwas Eßbares, sondern ein richtiges Sandwich!

Ich brauchte nicht lange, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß das, was geschehen war, mehr bedeutete, als einen großen Fund gemacht zu haben. Was wichtig war, war nicht länger der Luxus eines richtigen Sandwiches. Was sich in den Vordergrund schob, war der menschliche Akt von Mitleid eines gewöhnlichen Bürgers, der berührt war von der Notlage derer, die eindeutig die Feinde der Sache der Nation waren. Ein Akt von Mitleid und gleichzeitig eine Herausforderung, denn die Frau wäre mit Sicherheit schwer bestraft worden, wenn man sie herausgefunden hätte. Dieser Vorfall, anderen mag er unbedeutend erscheinen, ist für mich ein Symbol

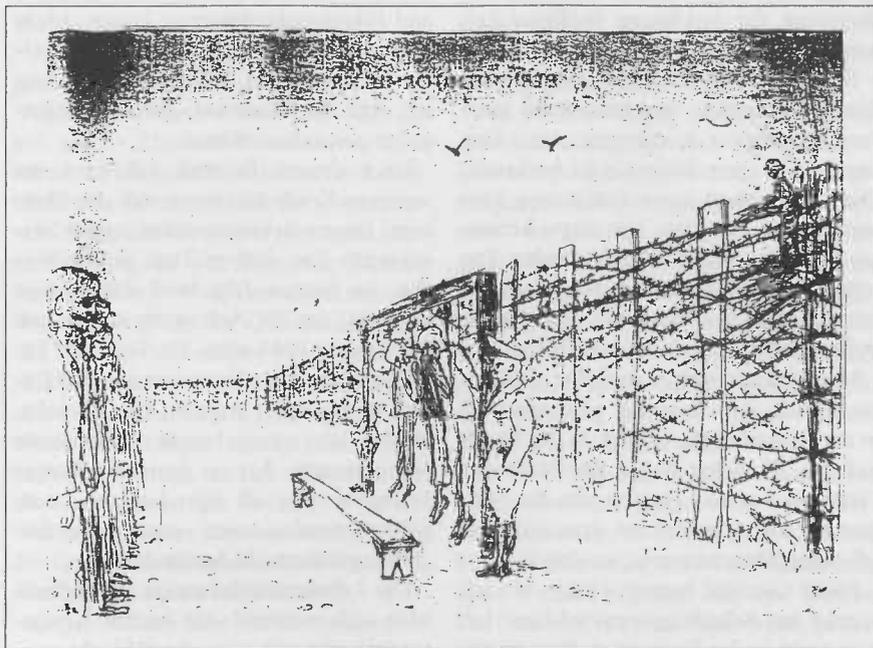


Abb. 13: Hinrichtung von Häftlingen im Lager „Drachensee“
(Skizze von Alex van Gurps Frau)

dafür geblieben, was gut und edel ist, gerade dort, wo man es nicht erwartet.

Ich war nicht Zeuge vieler Todesfälle im Lager, wahrscheinlich wegen des großen Wechsels der Häftlinge (manche blieben nur ein paar Tage). Außer dem Russen starb noch ein Franzose. Er hatte ein Gewächs in der Kehle, und ohne ärztliche Behandlung erstickte er zu Tode.

Dann waren da zwei Polen und ein Russe, die sich im Lager eines Vergehens schuldig gemacht hatten. Ich glaube, sie hatten versucht, Ausweispapiere zu stehlen, um einen Fluchtplan in die Tat umsetzen zu können. Nachdem sie einen Monat lang in den Dunkelzellen zugebracht hatten und buchstäblich zu Haut und Knochen abgemagert waren,

wurden ihnen Handfesseln angelegt und sie zu den Galgen geführt, wo man sie hängte. Alle anderen Häftlinge mußten draußen antreten, um der Hinrichtung als Zeugen beizuwohnen. Jeder Versuch unsererseits, zu rebellieren, hätte zu einem Blutbad geführt, weil zwei mit einem Maschinengewehr bewaffnete Wachen auf einem kleinen Erdhügel stationiert worden waren, von wo aus sie das Gelände überblicken konnten.

Ich füge eine Skizze des Ereignisses bei, die meine Frau nach meinen Angaben unmittelbar nach dem Krieg anfertigte. Ich kann mich nicht an meine Gefühle während dieses Vorfalls erinnern, aber in einem Brief, den ich wenige Monate später schrieb, stellte ich fest, daß ich zu der Zeit neidisch auf diese

Jungen war und mir wünschte, ich wäre derjenige, der dort hänge. In dieser Zeit sehnte ich oft den Tod herbei.

Schließlich, am 29. März, wurde mein Name aufgerufen, und man teilte mich zum ‚Transport‘-Kontingent ein. Das konnte alles nur Erdenkliche bedeuten. Die Möglichkeit einer Entlassung kam mir nicht in den Sinn. Ich zeigte keinerlei Reaktion, als mir am folgenden Tag mitgeteilt wurde, daß ich weggeschickt würde. Mich ließ alles kalt, und ich war vollkommen apathisch geworden.

Man brachte mich in dasselbe Gefängnis zurück, wo ich vorher gewesen war, in der Blumenstraße in Kiel. In der Nacht auf den 30. März fiel in der Nähe des Gefängnisses eine Bombe, die das Fenster der Zelle, in der ein Franzose und ich untergebracht waren, eindrückte.

Mein Gewicht betrug 45 kg, als ich wieder ins Arbeitslager zurückkam. Ich war nicht in der Lage zu stehen, zu gehen oder zu sitzen. Ich brach zusammen. Aber meine Not hatte noch kein Ende. Einige Tage später diagnostizierte man bei mir Brustfellentzündung. Sechs Wochen später erklärte man mich für gesund, um wieder zur Arbeit zu gehen, obwohl ich noch eine Zeit lang an Müdigkeit und Kurzatmigkeit litt.

Ich erinnere mich gut an die Fürsorge meiner Stubenkameraden während dieser Zeit. Sie taten alles, was sie konn-

ten, um mir geeignete Nahrungsmittel und Pflege zukommen zu lassen. Mein Haar wuchs wieder, und in einem meiner Briefe, datiert auf den 7. Juni, lese ich, daß die Haare auf „Streichholzlänge“ angewachsen waren.

Nach diesem Erlebnis gab es keine weiteren Konfrontationen, nur die Plakerei langer Arbeitsstunden, zwölf Stunden pro Tag, sieben Tage in der Woche. Im letzten Jahr fand das einzige Ereignis, das für Aufregung sorgte, am 25. August 1944 statt, als Teile der Fabrik und mehrere Baracken unseres Lagers bombardiert wurden. Die Baracke, in der ich untergebracht war, wurde völlig zerstört. Als ein deutscher Bürger gefragt wurde, ob irgendwelche Leute getötet worden seien, antwortete der: „Nein, größtenteils Ausländer.“

Die Lebensmittelsituation verschlechterte sich während der letzten Kriegsmomente, obwohl es nie so schlecht wurde wie in den besetzten Gebieten. Nur Kraftstoff gab es im letzten Winter so gut wie keinen mehr, ebensowenig wie Tabak und Zigaretten. Das war immer sehr knapp. Ab Januar 1945 brachen die Postverbindungen ab, und es dauerte bis Anfang Mai, bevor ich über das Rote Kreuz eine kurze Mitteilung nach Hause schicken konnte. Am 2. Mai 1945 erreichten britische Truppen Lübeck, und wir waren endlich frei.⁵³

10. Flucht

Ziel aller Zwangsarbeiter war es, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen und diesem Deutschland mit seinen Kontrollen und Bedrohungen, den Bombardierungen und der Todesangst, dem Hunger und dem Ungeziefer zu entkommen. Es galt die Devise, den

Krieg zu überleben und heil nach Hause zu gelangen. Wer hätte da nicht an Flucht gedacht, vor allem Anfang 1945, als sich der Untergang Nazi-Deutschlands deutlich abzeichnete. Die Gefahr, dabei erwischt zu werden, war groß, und die Angst saß einem im Nacken.

Trotzdem versuchten es nicht wenige, aber viele wurden auch geschnappt.

Einer von ihnen war der bei den Drägerwerken in Lübeck eingesetzte W. F. Vogler. „Da mein Bruder als Matrose auf einem Rheinschiff arbeitete, hatte ich den Plan gefaßt, mit ihm nach Rotterdam zu fahren, so daß die Grenzüberschreitung kein Problem sein sollte. Zunächst ging es per Zug von Lübeck nach Duisburg. Aber dort angekommen, hörte ich im Büro der Gesellschaft, daß das Boot am vorherigen Tag bereits abgefahren war und schon in Rotterdam sein sollte, also kam ich zu spät. Somit wurde eine andere Lösung erdacht. Ich hatte noch einen anderen Bruder, der als Grenzgänger in Bocholt arbeitete. Vielleicht konnte der mir helfen, über die Grenze zu kommen. Also wieder in den Zug, aber jetzt nach Bocholt.

Geigen Mitternacht bin ich zusammen mit meinem Bruder mit dem Fahrrad zur Grenze gefahren, aber das ging schief, wir wurden bemerkt. Nach dem Ruf „Halt! Wer da?“ erfolgte unsere Festnahme, und wir wurden in Bocholt inhaftiert. Zwei Tage habe ich in der Zelle verbracht. Nachdem ich von einem Gestapo-Offizier verhört worden war, wurde ich unter der Bedingung freigelassen, daß ich zu meinem Betrieb in Lübeck zurückkehren würde.

Im Zug zurück nach Lübeck kam ich ins Gespräch mit einigen Mitreisenden, die mich fragten, ob ich auf Urlaub nach Hause führe. Ich habe ihnen die Geschichte meines Fluchtversuchs erzählt, daß ich Holländer sei und den Versuch unternommen hätte, auszubüchsen. An diesem Abend konnte ich nicht nach Lübeck weiterreisen, weil ich ziemlich spät in Hamburg ankam. Der nächste Zug sollte am Sonntagmorgen um halb

acht abfahren. Diese Nacht habe ich in einem Bunker geschlafen, da die Stadt Hamburg durch die Bombardierungen beinahe ganz zerstört war.

Als ich am Montag wieder im Betrieb erschien, mußte ich zum Meister kommen um zu erklären, wo ich in der vergangenen Zeit gewesen und warum ich nicht im Betrieb erschienen war. Ich zeigte ihm den Strafbefehl, den ich vom Amtsgericht Bocholt mitbekommen hatte, und damit war er zufriedengestellt. So endete mein Versuch, nach Holland zu gehen, und ich mußte bis zum Ende des Krieges warten, bevor dieser Wunsch in Erfüllung gehen konnte.⁵⁴

Auch Petrus van Eekelen nahm seine Gelegenheit zur Flucht wahr - und entkam. „Im März 1945 gab es in Kiel fast keine Arbeit mehr, und wir wurden mit einer Anzahl Männer in ein kleines Dorf verlegt, nämlich Süderwisch in der Nähe von Brunsbüttel, wo wir auf einer Weide unter Bewachung Panzergräben ausheben und Maschinengewehrmester bauen mußten. Dieses sinnlose Getue hing uns entsetzlich zum Hals raus, denn es war wirklich schwere Arbeit, und man wird verstehen, daß das Essen so kurz vorm Ende gewöhnlich schlecht war. Jeder begriff schon, daß der Krieg nicht mehr lange dauern konnte.⁵⁵

Wir wurden dort von zwei deutschen (älteren) Soldaten bewacht. Nach einigen Wochen wurden die Bewacher etwas bequemer, und sie beschlossen, an Sonntagen nicht mehr zu arbeiten. Da entstand mein Plan, um wegzulaufen. Die Schwierigkeit dabei war natürlich, daß es unbemerkt bleiben mußte. Es war nun so, daß sich die deutschen Soldaten an Sonntagen nach dem Mittagessen (Kohlsuppe) ein wenig schlafen legten, und ich dachte, daß es dann der

Das Amtsgericht.

Es wird gebeten, bei allen Eingaben die nachstehende Befehlsnummer anzugeben.

Befehlsnummer:

3 Cs 201/43

Bochholt den 30. Sept. 1943.

Fernsprecher: 3197

Zu
den Dreher
Herrn Willem Felix Vogler,
geb. am 16. 7. 1923 in Vlaardingen,
ledig, angeblich nicht bestraft,
in Lübeck

Untertraverstraße 83, Gemein-
schaftslager.

Strafbefehl.

Die Staatsanwaltschaft beschuldigt Sie, am 27. 9. 1943 im Amtsgerichtsbezirk Bochholt durch dießelbe Handlung

1. sich ohne die erforderliche besondere Aufenthaltserlaubnis der Kreispolizeibehörde in der Grenzzone aufgehalten zu haben,
2. vorsätzlich an anderen Stellen als den zugelassenen Grenz-
übergängen zu überschreiten versucht zu haben.

— ~~Handlung~~ — Vergehen — nach §§ 1, 2 Abs. 1, 5 der Grenzzoneverordnung v. 2.9.1939-RGBl. I S. 1578 — geändert durch Verordnung v. 30. 10. 1939 — RGBl. I S. 2114 — §§ 1 Abs. 1 Ziff. 2, 5 Abs. 1 der Polizeiverordnung v. 27.5.1942-RGBl. I S. 348 — in Verbindung mit der kreispolizeilichen Anordnung v. 27.7.1926-ABl. Als Beweismittel hat sie bezeugnet: ~~Erkenntnis~~ S. 187 — in der Fassung v. 4. 1. 1934-ABl. S. 8 — §§ 4¹, 73 StGB.,

Ihr Geständnis.

Es wird gegen Sie eine Geldstrafe von 60 — sechszig — Reichsmark und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, eine 12 — zwölf — Tagen Gefängnisstrafe von festgesetzt.

St. P.
Nr. 66 II, Amtsdienstlicher Strafbefehl mit Festsetzung einer Geldstrafe (§ 409 StGB.).

Zugleich

Abb. 14: Strafbefehl gegen W. F. Vogler

Zugleich werden Ihnen die Kosten des Verfahrens auferlegt.

Gegen diesen Strafbefehl können Sie innerhalb einer Woche bei dem unterzeichneten Gericht schriftlich oder zu Protokoll der Geschäftsstelle Einspruch einlegen. Anderenfalls wird der Strafbefehl nach Ablauf dieser Frist vollstreckbar.

Die Geldstrafe von 60 RM und die unten berechneten Kosten von 3 RM -- *Ant.*, zusammen 63 RM -- *Ant.*, sind binnen einer Woche nach dem Eintritt der Vollstreckbarkeit zu zahlen.

Der Betrag kann entrichtet werden:

1. durch Einsendung von Gerichtskostenmarken an die obenbezeichnete Dienststelle oder
2. durch Einzahlung auf das Postkontenlo der ~~Bank~~ *Post* - Gerichtszahlstelle - unter Benützung der beiliegenden Zahlungsarte oder
3. durch Überweisung auf eines der unten angegebenen Konten oder
4. durch Barzahlung bei der ~~Bank~~ *Post* - Gerichtszahlstelle - Bocholt

Bocholt

Zu 1: Gerichtskostenmarken können bei jedem Gericht gekauft werden. Die Marken sind auf der Rückseite der beiliegenden Zahlungsarte aufzuleben und in Briefumschlag an die obenbezeichnete Dienststelle einzusenden, und zwar bei höheren Werten zweckmäßig mittels Einschreibe- oder Wertbriefs.

Zu 3: Bei der Überweisung müssen die oben angegebene Geschäftsnummer sowie die Rechtsache angegeben oder der Karte besonders mitgeteilt werden.

Zu 4: Bei der Barzahlung ist diese Aufforderung vorzulegen. Barzahlung darf nur im Geschäftslimmer der ~~Bank~~ *Post* - Gerichtszahlstelle - geleistet werden.

Alle Einwendungen müssen postgebührenfrei erfolgen.

Wird die Zahlungsfrist nicht eingehalten, so tritt ohne Mahnung die Zwangsbetreibung ein.

gez. Dr. Arend, Amtsgerichtsrat.

Kostenrechnung.

Gebühr für den Strafbefehl
(§ 63 des Gerichtsverfahrgesetzes) 3, -- *ax*

Ausgefertigt:

Bocholt, den 30. September 1943

W. M. M. M.
Justizangestellter

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle
des Amtsgerichts.



Kassenkonten:
Reichsbank Girokonto
Postkontenlo Dortmund: 4471
Zahlstunden für Bareinzahlungen
von 10 Uhr bis 13 Uhr.

richtige Moment sei. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wie es unterwegs gehen sollte, aber ich dachte mir, daß es nach zwei Jahren Nazi-Deutschland nicht mehr schlimmer werden konnte.

Es war auch ein glücklicher Umstand, daß in der Nachbarschaft von Süderwisch auf einzelnen Bauernhöfen polnische Kriegsgefangene arbeiteten, die mehr oder weniger regelmäßig Pakete vom schwedischen Roten Kreuz erhielten. An einem gewissen Sonntagmorgen bin ich heimlich zu solch einem Polen gegangen und habe versucht, meine Uhr (das war das einzige, was ich noch besaß) gegen etwas zum Essen zu tauschen. Ich erhielt ein Brot und zwei Päckchen amerikanische Zigaretten. Ich faßte dann den Entschluß, am selben Sonntag nach der Kohlsuppe wegzugehen. Ich wickelte das Brot in eine Decke und hatte vor, diese mit einem Strick um meine Schultern zu binden. Einer der Jungens hatte jedoch bemerkt, daß ich etwas vorhatte. Nach einigen Fragen von seiner Seite gab ich zu, daß ich weggehen würde. Er fragte dann, ob er mit mir mitkönne. Ich sagte natürlich gerne zu, denn zu zweit würde es etwas bequemer gehen, als alleine. So sind wir nach dem Essen (die Deutschen schliefen) weggegangen.

Wir wußten nur, daß wir so weit wie möglich westwärts laufen und zusehen mußten, so schnell wie möglich über die Elbe zu kommen. Das mußte am Sonntagabend passieren, weil wir wußten, daß sie uns erst am Montagmorgen vermissen würden. Nach stundenlangem Laufen sind wir in Brunsbüttelkoog angekommen und sind da stundenlang herumgelaufen, um eine Möglichkeit zu

finden, an das andere Ufer zu kommen. Das hat bis zum Dunkelwerden gedauert, und wir sind beinahe verzweifelt, zumal die Gefahr bestand, verhaftet zu werden.

Schließlich jedoch hörten wir in der Dunkelheit Stimmen auf einem Fischerboot. Ich sprach den Fischer an und fragte ihn, ob er noch fahren wollte. Er erzählte, daß er zum anderen Ufer führe und nicht mehr zurückkehre, weil er dort auf die Alliierten warten wollte. Aber er hat wegen der Gefahr, entdeckt zu werden, bis zur völligen Dunkelheit gewartet. Wir durften mit und sind so an diesem Abend über die Elbe gekommen.

Nachdem wir noch ein wenig gelaufen waren, fanden wir einen Bunker und haben dort versucht, etwas zu schlafen. Dann ging es weiter, und wir sind hauptsächlich in den frühen Morgen- und späten Abendstunden über kleine Landwege gelaufen. Jedes Mal versuchten wir, auf Bauernhöfen etwas zu essen zu bekommen, was manchmal glückte und manchmal nicht.

An einem gewissen Tag kamen wir in eine Art Wald und beschlossen, dort die Nacht zu verbringen. Nachts hörten wir heftiges Schießen, aber zum Glück dauerte das nicht lange. Als wir am Morgen aus dem Wald kamen, sahen wir plötzlich ein für uns unbekanntes Auto ankommen. Es schien ein Jeep mit zwei M.P.'s zu sein, die uns fragten, wo wir herkämen. Ich erklärte, daß wir Niederländer seien, die nach Hause wollten. Sie ließen uns weiterziehen. Aber Verkehr gab es nicht, denn jeder Militärwagen ging Richtung Osten. Schließlich sind wir in Bellingwolde über die Grenze gegangen."⁵⁶

11. Der Weg nach Hause

Am Abend des 2. Mai 1945 wurde Lübeck und am Samstag, dem 5. Mai 1945, Kiel von den Alliierten eingenommen. So groß die Freude über die Befreiung auch war, alle wollten so schnell wie möglich nach Hause. Die Zugverbindungen waren größtenteils zerstört und die wenigen Transportmöglichkeiten hoffnungslos überbelegt. Wie immer und überall hatten diejenigen mit „guten Beziehungen“ am ehesten die Möglichkeit, vorwärtszukommen - aber wer hatte die schon.

Louis H. Hahn spürte das am eigenen Leib. „Für uns Niederländer war nichts geregelt, alles war in französischer Hand, ehemalige Kriegsgefangene, die während des Krieges miteinander Kontakt hatten und Verbindungen zu eigenen Untergrundorganisationen besaßen. Manchmal durften wir mit Militärfahrzeugen mit, die doch leer zurückgingen. Aber zuerst gingen jederzeit und überall die Franzosen vor.“

Wir standen zu den unmöglichsten Zeiten auf den unmöglichsten Plätzen, schliefen manchmal auf unseren Koffern und bekamen wenig zu essen. Dann wieder liefen wir in langen Reihen zum einen oder anderen Bahnhof, wobei wir Koffer und Taschen schleppten. Aber nach drei Kilometern warf jeder Sachen weg, ja ganze Koffer verschwanden, weil sie viel zu schwer waren. Ein Mal waren wir im Zug, einem Güterzug, was denkst Du denn. Wir hatten noch etwas zu essen oder zu rauchen. Da gab es am folgenden Bahnhof schon ein Paket vom Roten Kreuz - nein, nicht pro Person, pro Waggon. Ja doch, die Kekse wurden gezählt, das hieß jedoch nicht viel. Wenn der Zug

etwas langsamer fuhr oder stillstand, waren immer amerikanische Soldaten da, die Uhren, Waffen, Gold oder Silber gegen Zigaretten tauschen wollten. Danach schnappten unsere Jungs. Schließlich waren wir also in Glanerbrug in den Niederlanden.“⁵⁷

Es gab für die befreiten Zwangsarbeiter zwei Möglichkeiten, um nach Hause zu kommen. Entweder abzuwarten, bis die Militärs eine Rückreise für sie organisiert hatten, oder auf eigene Faust loszuziehen. Alex van Gurp entschied sich dafür, selbst zu handeln. „Am zweiten Mai des Jahres 1945 wurde Lübeck vom Joch der Nazis befreit. Eine Tatsache, die vor allem von uns Ausländern mit großer Begeisterung gefeiert wurde. Nahrung und Zigaretten eigneten wir uns an, indem wir einen deutschen Lagerunschlagplatz ausräumten.“

Außerhalb dessen stand vor uns die Tatsache, uns zu entscheiden: Abwarten oder Handeln. Von der zwölf Mann starken Stubenbelegung beschloß einer, bereits am folgenden Tag abzufahren, und zwar mit einem Auto. Am 4. Mai beschlossen drei andere, unter anderem ich, trotz aller Warnungen mit dem Fahrrad abzureisen. Gesagt, getan. Ein Fahrrad, d. h. drei Fahrräder, bekamen neue Besitzer, und am 5. Mai wurde, nachdem wir von den Zurückbleibenden Abschied genommen hatten, morgens um sechs Uhr die Reise nach Hause angetreten.

Wie gesagt, fuhren wir zu dritt los. Aber fünf Kilometer hinter Lübeck schien es, daß Arie van Bergen das Tempo nicht halten konnte, und er beschloß wohlweislich, zum Rückzug zu blasen. Lediglich ein Ziel vor Augen,

kämpften sich die Übriggebliebenen, mein Kamerad und Stubengenosse Joop Krastman und ich, weiter gegen Wind und Regen. Alles ging gut, bis sieben Kilometer vor Ratzeburg. Was wir befürchtet hatten, geschah: Joops Lenker, der schon bei unserer Abfahrt nicht sehr solide war, brach zu 85 % ab. Was sollten wir jetzt tun? Laufen...! Wie eine Gabe des Himmels liegt ein altes, verrostetes Fahrrad, wovon einzig der Lenker noch zu gebrauchen ist, keine 100 Meter entfernt. Dank des Einfallsreichtums eines uns zu Fuß entgegenkommenden Deutschen wird der gefundene Lenker mit Stricken an dem abgebrochenen festgebunden. Wir geben dem Mann eine Zigarette, woraufhin er weiterzieht.

Mit ängstlichen Mienen, bebenden Beinen und klopfenden Herzen wird die lebensgefährliche Reise nach Ratzeburg, das 20 Kilometer von Lübeck entfernt liegt, angetreten. Hier finden wir einen äußerst höflichen Fahrradbauer, der bereit ist, das Fahrrad zu reparieren. Der Kampf geht weiter. Bei Mölln, da wo Till Eulenspiegel das Licht der Welt erblickte, wird gegessen. Sympathische Menschen von einem Bauerngehöft bieten uns Kaffee an, wovon wir gerne Gebrauch machen. Von Mölln aus geht es durch das schwer verwüstete Buchen (wo Kinder uns Blumen anbieten) nach Lauenburg. Unterwegs suchen wir Schutz gegen Regen und Wind in einem durch die Amerikaner von den Deutschen erbeuteten Personenwagen, den wir zehn Kilometer vor Lauenburg längs unseres Weges fanden. Später bekamen wir noch von zwei Deutschen Besuch, die einen Fußweg von 450 Kilometern nach Dresden vor sich hatten.

Noch ist unser Tagesziel, „die Elbe“,

nicht erreicht. Nach schwer begehbaren Wegen erreichen wir schließlich Lauenburg an der Elbe, die uns als das größte Hindernis unserer Reise geschildert worden war. Das Gegenteil war der Fall, so erschien es uns später. Nach Vorzeigen unserer Pässe und ein paar Worten englisch konnten wir über die Pontonbrücke. Unser erster Sieg.

Etwa sieben Kilometer hinter der Elbe finden wir eine herrliche Schlafgelegenheit in einem Heuschober. Bald jedoch wird unsere Ruhe durch die Ankunft eines Trupps Letten gestört. Es scheint uns ratsam, unser Gepäck mit Proviant beim Bauern unterzubringen, da uns dieses Volk als gemein und heimtückisch bekannt ist. Die Nacht wird dann noch verhältnismäßig gut verbracht.

Sonntag, 6. Mai 1945.

Um sieben Uhr stehen wir auf, waschen uns, machen unsere Toilette und starten nach Lüneburg, das wir um zehn Uhr erreichen und wo wir „frühstücken“. Die nächste Station soll Soltau sein, also noch 54 Kilometer. Es sei noch einmal angemerkt, daß ruhig von einem Kampf gesprochen werden kann, da die Wege so hoffnungslos schlecht sind und man bedenkt, daß das Wetter gegen uns steht.

Zwischen Lüneburg und Soltau werde ich, oder besser mein Reifen, das Opfer eines scharfen Zweiges, der in den Reifen dringt. Im nächstliegenden Dorf, Drögnendorf, wird der Reifen mit wohlwollender Hilfe einer Bauerntochter geklebt. Während der Regen in Strömen aus dem Himmel schießt, steigen wir wieder auf unsere stählernen Rösser. Einige Male steigen wir ab, um einen Hügel zu nehmen. Müde und ausgetrocknet stapfen wir auf ein Haus zu

und bitten um etwas zu trinken, woraufhin wir einen Becher mit herrlichem Fruchtsaft bekommen. Der strömende Regen zwingt uns jedoch, Schutz zu suchen. Während wir an einen Baum gedrückt stehen, schnurrt ein Amerikaner an uns vorbei und wirft uns ein Paket Weißbrot mit Käse und Fisch zu. Das nennt man Glück.

Ungefähr acht Kilometer vor Soltau platzt mir wieder der Reifen. Das Loch ist mit Hilfe eines Bechers Regenwasser schnell gefunden. Einige Holländer helfen uns mit einem Ventil aus. 4 Kilometer vor Soltau wird übernachtet. Morgens bekommen wir noch zwei Eier mit.

Montag, 7. Mai 1945

Jetzt liegt die Reise nach Nienburg vor uns. Um elf Uhr erreichen wir Walsrode. Wir sprechen unterwegs einen Holländer, der mit einer Deutschen verlobt ist, an. Eins kommt zum anderen, und so werden wir zum Essen eingeladen. Um halb vier brechen wir auf. Trotz Zeitverlust und Danksagung, guten Wegs und guten Wetters, erreichen wir an diesem Tag noch Nienburg. Etwas außerhalb von Nienburg verbringen wir die Nacht bei sehr gastfreundlichen Bauern. Bevor wir ins Heu kriechen, erhalten wir noch Brot mit Butter und Kaffee, und wir hören englische Nachrichten und Musik.

Dienstag, 8. Mai 1945

Nach der üblichen Morgenzeremonie wird morgens um neun Uhr die Reise nach Minden angetreten, das wir um halb zwei erreichen. Mit unseren Fahrrädern an der Hand kommen wir über die alte Eisenbahnbrücke an die Weser. Dann geht es über gute, ab und zu hügelige Straßen bei warmem Wetter nach Osnabrück. Zehn Kilometer vor Lübecke erhalten wir zwei Brote für ein

Paket Zigaretten (24 Stück). Zu unserer großen Freude konnten wir hier gleichzeitig unser erstes Bier der Reise zu uns nehmen, wonach wir schon mit ausgetrockneten Kehlen Ausschau gehalten hatten. Etwas weiter taten wir uns gutlich an Brot mit Butter und Zucker. Nach kurzer Fahrt erreichten wir das total zerstörte Osnabrück. Etwas außerhalb der Stadt fanden wir auf einem großen Bauernhof Unterschlupf, wo wir abends eine kräftige Suppe erhielten. Dann legten wir uns schlafen.

Mittwoch, 9. Mai 1945

Nachdem wir ein paar Teller Brei gegessen hatten, führen wir um halb zehn nach Rheine ab. Verschiedene hinderliche Kanäle kreuzten unseren Weg. Zuerst mußten wir über eine „Brücke“, gebaut aus nebeneinander liegenden Schiffen, die untereinander und mit dem Ufer an Hand von Eisenquerbalken verbunden waren. Schritt für Schritt schlurften wir hinüber. Einige Kilometer weiter standen wir vor einem gähnenden Abgrund, da auch hier die Brücke über den betreffenden Kanal gesprengt worden war. Nach den nötigen Scherereien setzten uns die Engländer mit Fahrrad und allem mittels eines Ruderbootes über. Inzwischen ist es ein Uhr geworden, und wir beschließen zu essen: Brot, Butter, Zucker und Wasser. Um zwei Uhr starten wir und kommen um halb drei in Rheine an. Unser Ziel vor Augen, sprinten wir nach Bentheim, wo wir so gegen fünf Uhr sind. Etwas außerhalb von Bentheim rasten wir und werden von einer holländischen Frau, die seit 20 Jahren in Deutschland wohnt, eingeladen. Wir essen ein paar Butterbrote, trinken etwas Kaffee und ziehen weiter.

Endlich, um sechs Uhr, erreichen wir

die Grenze. In dem Zirkus werden wir kontrolliert, und wir betreten das so lang ersehnte holländische Territorium. Wir geben unser deutsches Geld unter Entgegennahme einer Quittung ab und werden anschließend von der Grenzwa- che nach Oldenzaal gebracht, da es ver- boten ist, weiterzureisen. In Oldenzaal ist das erste: „Entlausen“ unserer Klei- der und baden. Wir schlafen mit ca. 80 Mann in einem Quarantänesaal des Ro- ten Kreuzes. Betten gibt es nicht: wir liegen auf Strohsäcken. Hier beginnen Warten und Unsicherheit.

Donnerstag, 10. Mai 1945

Wir hatten gutes Wetter und gingen in die Stadt.

Freitag, 11. Mai 1945

Keine Besonderheiten.

Samstag, 12. Mai 1945

Das einzige, was wir heute erlebten, war das Kino, wo wir den Film „Zwei Mädchen und ein Seemann“ sahen.

Sonntag, 13. Mai 1945

Morgens ging ich in die Kirche. Nach- mittags sahen wir das Fußballspiel Quick - englische Elf (4:1). Wir geben uns für den Transport nach Holten an.

Montag, 14. Mai 1945

Wir gehen nach Oldenzaal, gehen also nicht mit dem Transport mit. Wir errei-

chen mittags Deventer. Wir begeben uns in ein Polizeibüro, um einen Passier- schein zu bekommen, mit dem wir die IJssel überqueren können, ohne Erfolg.

Dienstag, 15. Mai 1945

Morgens überqueren wir doch die IJssel nach Apeldoorn. Dann geht es nach Amersfoort. Mittags um zwei Uhr hat Joop eine Reifenpanne bei Voorthuizen. Wir haben so viel Zeitverlust durch das Flicker, daß wir beschließen, keinen Meter mehr zu fahren. Wir schlafen im Wald unter freiem Himmel.

Mittwoch, 16. Mai 1945

Wir sind etwa um zehn Uhr aufgestan- den und haben für Brot gesorgt. Nach- dem wir etwas gefaulenzt haben, fahren wir um drei Uhr nach Amersfoort ab. Hier müssen wir fünf Wachtposten pas- sieren. Dank sei einer Dame aus Amers- foort, die uns einen kürzeren Weg zeigt, so daß es uns glückt, da durchzukom- men. Dies sollten die letzten Hinder- nisse in Richtung Westen sein. Diese Dame lädt uns zum Essen ein. Wir schlafen hier auch.

Donnerstag, 17. Mai 1945

Nach dem Frühstück, Brot mit Speck, wird die letzte Etappe angegangen und vollbracht. Um halb sieben bin ich zu Hause, nach zwei Jahren."⁵⁸

12. Keine „glückliche Heimkehr“

Die Niederländer, die über Frankreich und Belgien zurückkehrten, wurden dort sehr herzlich empfangen. An der niederländischen Grenze hingegen sah es schon anders aus. Sie kamen dort oftmals zerlumpt, auf Fußlappen lau- fend, in deutsche Militärmäntel oder - hosen gehüllt, an und wurden teilweise wie Nazis behandelt. Die Marechaussee (niederländische Grenzpolizei) und der

Zoll nahmen ihnen häufig ihr mühsam erspartes deutsches Geld ab und be- schlagnahmten ihre Koffer, soweit sie noch welche hatten.⁵⁹

Petrus van Eekelen war im März 1945 geflohen und in Bellingwolde über die deutsch-niederländische Grenze ge- gangen. „Wir wurden von drei nieder- ländischen Soldaten unmittelbar unter Bewachung gestellt und wie Verbrecher

zu einer Schule abgeführt. Natürlich waren im September zur Zeit der Operation Market Garden⁶⁰ viele falsche Niederländer nach Deutschland geflohen und sind da bis zum Ende des Krieges geblieben. Also wurde niemandem getraut, und dadurch waren wir jetzt die Dummen. Ein niederländischer Beamter wollte wissen, ob wir politisch zuverlässig wären, woraufhin ich sagte, daß sie das in Roosendaal schon herausfinden würden. Er fand, daß er das herausfinden müßte, aber das konnte schon ein paar Tage dauern. Wir waren sauer und beschlossen, am selben Abend wegzulaufen, was wir auch getan haben. So kamen wir nach Assen (per Anhalter mit Bauernwagen). Von dort konnten wir auf einem offenen Lieferwagen nach Eindhoven kommen und am nächsten Tag mit dem Zug nach Roosendaal." ⁶¹

Doch auch hier sind die Erlebnisse unterschiedlich. Glück beim Grenzübertritt hatte Louis H. Hahn. „Schließlich waren wir also in Glanerbrug in den Niederlanden. Ja, sie brauchten uns, wir durften einreisen. Aber erst alles entlausen, danach ärztliche Untersuchung, und man verglich uns mit Fotos und Namenslisten. Nachdem dies alles hinter uns lag, wurden wir in einer Art Villa, die als Pension eingerichtet worden war, untergebracht. Das war in Enschede, und wir bekamen hier zum ersten Mal wieder gebührend zu essen. Zusammen mit noch einem Losgenossen entdeckten wir schon bald, warum wir so gut und viel zu essen bekamen. Die ganze Villa war voller jüdischer Landsleute, Überlebende aus Konzentrationslagern. Wir hatten also Glück gehabt. Wir erhielten sogar 35 cent Taschengeld, so daß wir ein Mal ins Kino

gehen konnten.

Vor dem 9. Juni durften wir nicht in den Westen der Niederlande. [...] Es war schön, in einem offenen Lastwagen durch Vlaardingen zu fahren und sogar vor der Haustür abgesetzt zu werden. Als ich meine Eltern wiedersah, dachte ich: „Was seid ihr alt und mager geworden!“⁶²

Zu Hause wurden sie von ehemaligen Freunden und Nachbarn schief angesehen. Die Bezeichnung „Duitslandgangers“ (Deutschlandgänger) machte die Runde. Man beschimpfte sie als „feige Hunde“, weil sie nicht untergetaucht waren. Lammert Siepel berichtet, daß seine Frau in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr keine Lebensmittelkarten bekam, weil sie „jemand vom Feind“ seien. Die Behörden zogen auch sein Sparbuch ein und zahlten ihm seine sauer verdienten Pfennige erst Jahre später aus.⁶³

Auch Petrus van Eckelen wurde um sein Erspartes gebracht. „Es gibt immer noch wenig Verständnis für die Tatsache, daß wir schließlich deportiert worden waren und zur Arbeit nach Deutschland verpflichtet wurden. Auch finanziell gibt es wenig Mitgefühl, denn mir wurde das Geld, daß ich bei mir hatte (1.500 Mark), abgenommen, und davon habe ich nie wieder etwas gehört. Auch habe ich in den letzten acht Wochen keinen Lohn mehr erhalten. Ich weiß auch, daß es Geld vom „Feind“ war, aber wir haben schließlich nicht darum gebeten, nach Deutschland arbeiten zu gehen.“ ⁶⁴

Sie gingen zur Arbeit, als ob nichts passiert wäre, aber bei Bewerbungen wurde meist nachgefragt, was sie denn während des Krieges gemacht hätten. Stellte sich dann heraus, daß sie zur

Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt worden waren, so wurde ihre Bewerbung oft abgelehnt. Diejenigen unter ihnen, die mit TBC oder Hungerödemen krank zurückkehrten, die durch Unfälle in den Betrieben oder als Folge der Luftangriffe zu Invaliden geworden waren, erhielten wenig oder gar keine Hilfe.⁶⁵

So ist es nicht verwunderlich, daß viele ehemalige Zwangsarbeiter in den Niederlanden sehr verbittert gegenüber der Gesellschaft wurden. Sie besaßen keine Lobby und hatten keinen gesellschaftlichen Rückhalt für ihre Erfahrungen, ihre Sorgen und Nöte. Auch wenn die Menschen in der Umgebung froh waren, wenn sie den so lange Vermißten wiedersahen, hatten die jungen niederländischen Ex-Zwangsarbeiter eigentlich niemanden, bei und mit dem sie ihre Erfahrungen und ihre teilweise schrecklichen Erlebnisse verarbeiten konnten. Sie wurden verdrängt - um nach Jahren oder Jahrzehnten wieder durchzusickern.

Louis H. Hahn: „Während ich dies schreibe, kommen viele der Bilder zurück. Voriges Jahr hatte ich damit noch Schwierigkeiten. Was ist das, daß solche Dinge, die man glaubt, vergessen zu haben, nach so langer Zeit wie eine Art Nachttaube zurückkommen und einen nächtelang aus dem Schlaf holen. Eigentlich hat man all diese Sachen nach dem Krieg verdrängt und nichts davon loswerden können, indem jemand mit einem darüber spricht. Kein Mensch war ernsthaft an den Erlebnissen interessiert. „Das mußt Du jetzt aber vergessen, Junge“, sagte man, „Arbeit steht auf der Tagesordnung.“

Aber der Kopf stand einem eigentlich nicht nach Arbeit. Bei der Arbeit sagten sie dann, man habe sich verändert. Ja,

sehr seltsam, die Menschen lebten noch immer in der alten Tretmühle, wohingegen wir nicht um zwei, sondern um zehn Jahre gealtert waren. An Verstand und Bemerkungen konnte man feststellen, wer in Deutschland gewesen war. Etwas, wofür man sich eigentlich schämen mußte. Die anderen waren die Helden und hatten sich zuletzt vielleicht noch dem Untergrund angeschlossen. Ja, ja, was für Helden. Auf ihrer Korinthe gegessen und gemütlich weitergelebt.

Ich habe diese Gelegenheit genutzt, um Dinge dem Papier anzuvertrauen, worüber ich noch niemals, wie denn auch, habe sprechen können.“⁶⁶

Alex van Gurp: „Viele Jahre lang war es mir unmöglich, über meine Erlebnisse zu berichten oder mich Diskussionen und Filmen über Scheußlichkeiten auszusetzen, die von den Nazis begangen worden waren. Unter solchen Umständen hätte ich die Kontrolle über meine Gefühle und mein vernunftorientiertes Verhalten verloren. Alles, was ich hätte tun können, wäre gewesen vorzuschlagen, das Thema zu wechseln, oder still zu verschwinden. In einigen Fällen, ich erinnere mich an einen, wäre es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen gekommen. Die Zeit frißt vieles, und in den letzten Jahren habe ich es einfacher gefunden, über Dinge zu reden, aber ich finde es noch immer unmöglich, Filme über Nazi-Scheußlichkeiten anzusehen.

In diesem Jahr⁶⁷, zum ersten Mal seit vierzig Jahren, konnte ich mich dazu durchringen, die Briefe und Postkarten zu lesen, die ich während des Krieges geschrieben habe und meine Mutter aufbewahrt hatte. Ich hatte viele Male damit begonnen, schaffte es aber immer nur bis zur ersten Postkarte.“⁶⁸

Diese Situation hat sich erst seit we-

nigen Jahren geändert. Somit ist zu verstehen, daß sich die niederländische Zwangsarbeitervereinigung V.D.N. erst 1987, vierzig Jahre nach dem Krieg, gründete.

Ich möchte meinen Bericht über niederländische Zwangsarbeiter, deren Erlebnisse in Kiel und Lübeck sie für ihr ganzes Leben gezeichnet haben, mit einer Betrachtung Frans Penders' aus heutiger Sicht schließen. Denn die Betroffenen allein können ihre Situation und ihre Gefühle am deutlichsten ausdrücken.

„Früher waren wir tatsächlich eine vergessene Gruppe. Unser Los hatte ja auch nichts Spektakuläres, wenn man es mit dem von anderen verglich. Menschen aus dem Widerstand, Opfer der Konzentrationslager, das war etwas anderes. Was uns widerfahren war, konnte nicht so heldenhaft, so spannend wie bei den Erstgenannten, aber auch nicht so schlimm, so grausam wie bei den Letztgenannten gefunden werden.

Außerdem, und das scheint mir die wichtigste Ursache zu sein, bestand da

bei uns selbst, zumindest bei vielen von uns, eine gewisse Scham. Wir waren schließlich - abgesehen von denen, die bei Razzien verhaftet worden waren - *weggegangen* und nicht verschleppt worden. Für unser Empfinden ein gewichtiger Unterschied. Über diesen Jahren unseres Lebens hing - so dachte so mancher sowohl unter uns, als auch unter Außenstehenden - ein Schatten. Das betraf dann nicht unser Elend, das wir mitgemacht hatten, sondern unsere Haltung und wie diese zu beurteilen war. Ich kenne Familien, wo gewöhnlich die deutschen Jahre geheimgehalten werden.

Aber jetzt beginnt sich der Schatten zu lichten. Ich weiß nicht, ob unsere Vereinigung⁶⁹ ihr Bestehen dieser Auflösung verdankt, aber vielleicht in der ersten Zeit. Sicher ist, daß sie, einmal entstanden, ein besonders gutes Werk tut dadurch, daß sie die jüngsten Lebensjahre unseres Leidens erhellt, durch die Offenheit, die Weite, die entstanden ist. Sollte sie nicht mehr erreichen als das, so ist das schon eine Rechtfertigung ihres Bestehens!“⁷⁰

13. Quellen und Anmerkungen

(1) Quellen dieses Kapitels:

Allgemeine Information der Vereniging Dwangarbeiders Nederland Tweede Wereldoorlog (V.D.N.)

Frans Penders: Het Slavenhuis, Den Haag 1993

B. A. Sijes: De Arbeidsinzet

H. M. van Randwijk: Onderdrukking en Verzet.

Alle Zitate aus Quellen wurden vom Verfasser übersetzt.

(2) Frans Penders: Het Slavenhuis, Den Haag 1993. S. 8, 9 und 28 - 30.

(3) Brief von Petrus van Eckelen an den Autor vom 22.5.1994.

(4) Brief von Petrus van Eckelen an den Autor vom 10.6.1994.

(5) Wie Anm. 3.

(6) Bericht von J. J. de Bruin, Archiv Dokumentationszentrum V.D.N. S. 1.

(7) Brief von J. J. de Bruin an den Autor vom 14.4.1994.

(8) Brief von J. C. Vrancken an den Autor vom 3.5.1994.

(9) Brief von W. F. Vogler an den Autor vom 25.5.1994.

(10) Bericht von Louis H. Hahn, Archiv Dokumentationszentrum V.D.N. S. 1, 2, 6.

(11) „Orange wird triumphieren“, damit ist das niederländische Königshaus „Haus von Orange“ gemeint.

(12) Ein Transfer- und Verteilungszentrum an der niederländisch-deutschen Grenze.

(13) Deutsche Arbeitsfront.

(14) Alex van Gorp: A Letter to Susan, Kanada 1985, Archiv Dokumentationszentrum V.D.N. S. 5 - 7.

(15) Brief von Alex van Gorp an den Autor vom 28.6.1994.

(16) Wie Anm. 14. S. 7.

(17) Brief von C. Schilt an den Autor vom 1.5.1994.

(18) Wie Anm. 3.

(19) Wie Anm. 4.

- (20) Wie Anm. 3.
 (21) Brief von J. J. de Bruin an den Autor vom 30.3.1994.
 (22) Wie Anm. 6. S. 1.
 (23) Wie Anm. 7.
 (24) Wie Anm. 6. S. 2.
 (25) Wie Anm. 7.
 (26) Wie Anm. 6. S. 2.
 (27) Wie Anm. 8.
 (28) Wochenendbeilage der Drents Groningse Pers vom 10.7.1993, Archiv Dokumentationszentrum V.D.N.
 (29) Wie Anm. 9.
 (30) Wie Anm. 10. S. 1 - 4, 6, 7, 9 - 11.
 (31) Wie Anm. 14. S. 5, 8.
 (32) Allgemeine Information der Vereniging Dwangarbeider Nederland Tweede Wereldoorlog (V.D.N.).
 (33) Detlef Korte: „Erziehung“ ins Massengrab. Kiel 1991.
 (34) Wie Anm. 2. S. 75, 76.
 (35) Wie Anm. 14. S. 7.
 (36) Wie Anm. 3.
 (37) Mitteilungsblatt des Gaurings für nationalsozialistische Volksaufklärung und Propaganda in der Gaupropagandaleitung der NSDAP, Gauleitung Schleswig-Holstein vom März 1944.
 (38) Wie Anm. 17.
 (39) Wie Anm. 7.
 (40) Wie Anm. 10. S. 3, 6, 8 - 12.
 (41) Wie Anm. 10. S. 11.
 (42) Wie Anm. 14. S. 6.
 (43) Wie Anm. 10. S. 10.
 (44) Wie Anm. 14. S. 7.
 (45) Wie Anm. 4.
 (46) Wie Anm. 21.
 (47) Wie Anm. 7.
 (48) Brief von W. F. Vogler an den Autor vom 7.6.1994.
 (49) Wie Anm. 8.
 (50) Wie Anm. 3.
 (51) N.S.B. war die Nationaal Socialistische Beweging, die Nazi-Partei der Niederlande.
 (52) Der Begriff „Straf-Erziehungslager“ war, zumindest von offizieller Seite her, nicht gebräuchlich. Hierbei handelte es sich um die „Polizeibaracke Drachensee“ an der Rendsburger Landstraße für männliche Untersuchungshäftlinge der Stapo (vgl. hierzu Detlef Korte: „Erziehung“ ins Massengrab. Kiel 1991).
 (53) Wie Anm. 14. S. 8 - 17.
 (54) Brief von W. F. Vogler an den Autor vom 8.7.1994.
 (55) Wie Anm. 3.
 (56) Wie Anm. 4.
 (57) Wie Anm. 10. S. 4.
 (58) Bericht von Alex van Gulp vom 18.5.1945. Archiv Dokumentationszentrum V.D.N.
 (59) Wie Anm. 32.
 (60) Operation Market Garden Versuch der westlichen Alliierten, am 17.7.1944 die Rheinbrücke bei Arnhem einzunehmen.
 (61) Wie Anm. 4.
 (62) Wie Anm. 10. S. 4, 5.
 (63) Wie Anm. 28.
 (64) Wie Anm. 4.
 (65) Wie Anm. 32.
 (66) Wie Anm. 10. S. 9, 10.
 (67) Alex van Gurps Bericht erschien 1985 in Kanada.
 (68) Wie Anm. 14. S. 2.
 (69) Gemeint ist die V.D.N., Vereinigung der niederländischen Zwangsarbeiter.
 (70) Wie Anm. 2. S. 102.

Bildnachweise:

- Abb. 1, 2, 6, 7: Privatbesitz P. van Eekelen
 Abb. 3, 4, 5, 14 und Titelfoto: Privatbesitz W. Vogler
 Abb. 8: Privatbesitz J. C. Vrancken
 Abb. 9: Drents Groningse Pers 10.7.1993
 Abb. 10: Archiv Dokumentationszentrum V.D.N.
 Abb. 12, 13: Alex van Gulp, A Letter to Susan